



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Deutsche Möbel der Vergangenheit

Luthmer, Ferdinand

Leipzig, [o.A.]

II. Späteres Mittelalter von 1250-1550

urn:nbn:de:hbz:466:1-43567

II. Späteres Mittelalter von 1250—1550.

Die immerhin spärlichen und lückenhaften Nachrichten über die Form der Möbel und ihre Verwendung zur Hausausstattung im frühen Mittelalter fanden wir in den Berichten über das Leben des deutschen Hochadels; auch die wenigen Originale, die zur Bestätigung dieser bildlichen und litterarischen Schilderungen her-

angezogen werden konnten, entstammten fast ausschliesslich diesem Kreise.

Hierin tritt mit dem späteren Mittelalter ein auffallender Wechsel ein, der mit der veränderten gesellschaftlichen Stellung des Adels und dem Erstarren des Bürgerstandes zusammenfällt. Die unaufhörlichen Kämpfe um den deutschen Königsthron, die das 13. und der Anfang des 14. Jahrhunderts gebracht, hatten eine ausserordentliche Zunahme des niederen Adels im Gefolge, der, durch keinen nennenswerten Territorialbesitz gestützt, der Verarmung anheimfallen musste. Es ist die Zeit, in der wir allerorts in Deutschland die dürftigen „Ritterburgen“ entstehen sehen, rohe Bedürfnisbauten, in denen sich allmählich auf engstem Raume die anwachsenden Familien der Erbberechtigten, die „Ganerben“, zusammendrängten — ein Notstand, dem wir vielleicht in den engbevölkerten Arbeiterquartieren unserer Städte ähnliches an die Seite zu setzen haben. Dass bei dem geringen Ertragnis der Landwirtschaft und den Anforderungen, die immerhin ein standesgemässes Auftreten machte, keine Mittel für eine wohnliche oder gar kunstvolle



Abb. 31. Speisezimmer nach Dierck Bouts.
(Darstellung des Passah.)

Ausstattung dieser Adelsburgen übrig blieb — selbst wenn die Beute des „Stegreifs“ den Finanzen aufhalf — liegt auf der Hand. Einige Inventare aus der Zeit des späteren Mittelalters zeigen, dass sich das Mobiliar solcher Bergschlösser oft auf das knappste Bedürfnis beschränkte. So gab es auf der Burg Badenweiler ¹⁾ 1424 sechzehn Räumlichkeiten: die Herrenkammer mit einem Stüblein daneben, die Kapelle, Ritterkammer, Ritterstube, Küche und Backhaus; ferner Kammern für den Schreiber, Schaffner, Keller und Kellerin. In jeder Stube ausser in der Ritterstube und in der Speisekammer stehen Betten; dieselben sind mit Strohsäcken, Federkissen und Decken ausgestattet. Weisszeug wird in Kisten und Laden aufbewahrt. Bedeutend ist die Menge des Küchengerätes und der vorhandenen Waffen. Im Inventar des Schlosses Pocksberg fand sich im Wohnzimmer des Burgherrn folgender Inhalt: „Item in Thomae von Rosenberg gemach: In sein Stuben 1 tisch mit schubladen, darayn allerlay brief. In sein kamer 1 spanbett, darayn 1 federbett, 1 bolster und 1 degk. In ein annder kamer 1 spanbett, 1 bolster, 1 deckbett. Mer 1 spanbett, 1 federbett, 1 deckbett, 1 spanbett, 1 federbett, 1 bolster, 1 kusse, 2 gross truhnen, 3 klaine truchlen.“ Als die Deutschordensburg Prozelten am Main ²⁾ 1483 tauschweise an den Erzbischof von Mainz gegeben wurde, fand sich laut dem erhaltenen Inventar daselbst ausser zahlreichem Zinn- und anderem Geschirr „in den andern Chamern und sunst allenthalben: Item neun und zweintzig bette, gross und klein, böss und gut, item ein und zweintzig Pfulben gross und klein, item drey und drissig deck,

¹⁾ A. Schultz, Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrh. S. 12.

²⁾ Ebhardt, Deutsche Burgen. S. 122.



Abb. 32.

Wohnzimmer mit Kamin und Bank nach dem Meister von Flémalle.

böss und gut u. s. w., item vier banckpfulben, item zwey banckstulach, item ein klein tischlein“ — kein sonstiges Möbelstück!

Eine höchst anschauliche Schilderung von der Ungemütlichkeit des Wohnens auf solchem Bergnest liefert Ulrich von Hutten

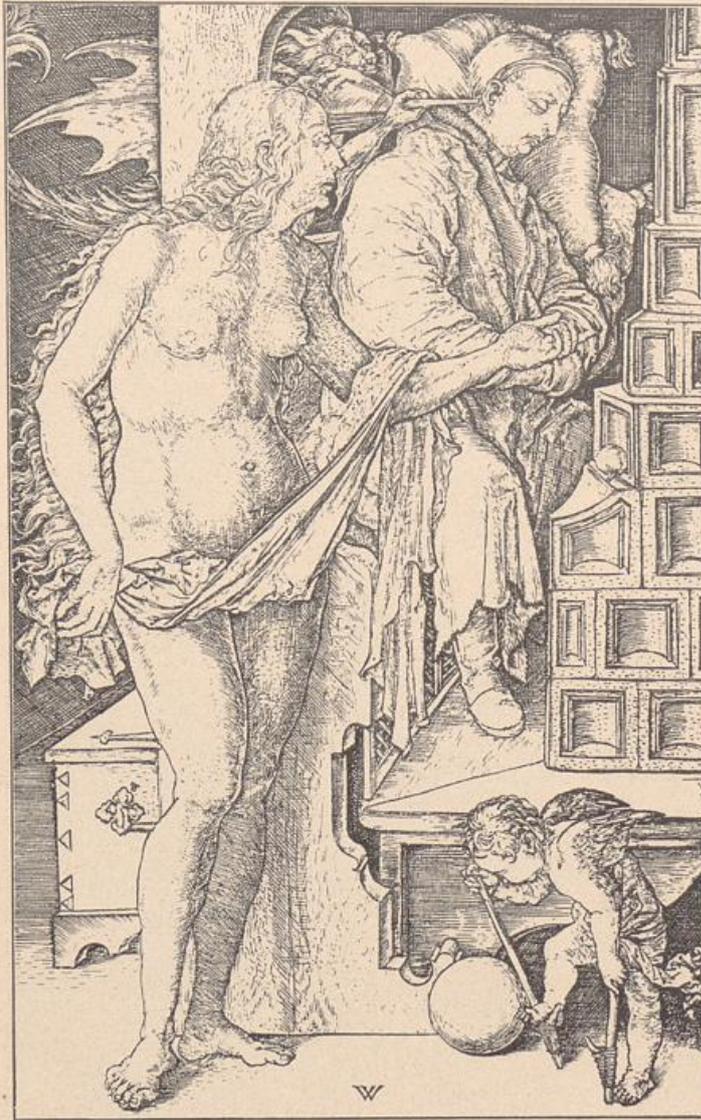


Abb. 33. Ofen mit Ofenbank nach Wenzel v. Olmütz „Müssiggang“. Kopie nach Dürer. (Aus Schultz, Deutsches Leben u. s. w.)

in seinem bekannten Brief an Pirkheimer über das Leben auf seiner Stammburg Steckelberg im Rhöngebirge, davon der Schluss lautet: Ob die Burg auf einem Berg oder in einer Ebene liegt, immer ist sie nicht zur Behaglichkeit, sondern zur Befestigung erbaut, innen eng, mit Vieh- und Pferdeställen zusammengedrängt, da sind nahebei dunkle Kammern mit Kanonen, mit Pech und Schwefel, und was sonst zur Kriegsrüstung gehört, vollgefüllt.

Ueberall riecht man den Gestank des Schiesspulvers, dann die Hunde und ihren Unrat — auch ein schöner Duft, wie ich meine u. s. w.

Dass es den Adligen keinen grossen Entschluss kosten konnte, diese Wohn- und Wehrbauten — zumal dieselben gegen das neue Pulvergeschütz keine Sicherheit mehr boten, zu verlassen und — soweit es ihre Mittel ihnen noch erlaubten — bequemere, dem neueren Bedürfnis mehr entsprechende palastartige Häuser im Thal und in den Städten zu erbauen, wird man gern glauben. Und so wird man, um die Wohnweise und das Mobilien des ausgehenden Mittelalters zu verfolgen, die Aufmerksamkeit auf das Stadthaus zu richten haben, welches etwa von 1300 an eine typische, allerdings den Gegenden nach verschiedene Gestalt annimmt und uns seine Ausstattung noch in manchem kunstvollen Original überliefert hat.

Die Einteilung der Wohnung wurde dem Bedürfnis der einzelnen Familien entsprechend kleiner, intimer. An die Stelle des grossen Saales, in dem sich der Hauptteil des Tageslebens abspielte, tritt eine Anzahl kleinerer Gemächer. In der Ausstattung derselben zeigt sich, wenn auch noch kein eigentliches Luxusbedürfnis, so doch ein Streben nach Bequemlichkeit und Behagen. Allerdings entwickelt sich auch ersteres schon mit der Steigerung bürgerlicher Wohlhabenheit.

Italien und Frankreich, auch die Niederlande gehen darin voran; Deutschland und England empfangen die Anregung zu luxuriöserem Leben von diesen Ländern, ohne sie doch zu erreichen. Hier ist immer noch die Mobiliarausstattung auf eine bescheidenere Anzahl von Stücken beschränkt. Dafür aber wird die architektonische Gestaltung des Raumes mehr im modernen Sinne wohnlich. Im Hauptraum des Hauses, auch wohl in den Kammern, gehört eine vollständige Holzbekleidung der Wände nicht zu den Seltenheiten; besonders in dem holzreichen Süden, in Tirol und der Schweiz ist dieselbe allgemein. Die Decke ist ebenfalls von Holz, gerade oder nach einem flachen Bogen gewölbt. Schön profilierte Tragbalken, auf kunstvollen Wandkonsolen ruhend, teilen die Decke in Felder; über ihnen strecken sich die Fussbodenbalken eng aneinander liegend, die Zwischenräume getäfelt, auch wohl verputzt und gemalt; bei dürftigeren Einrichtungen bleibt wohl das Astgeflecht des „Klaibers“ zwischen ihnen sichtbar. Die Fenster sind mit Glas verschlossen, das in kleinen Rauten, häufig aus „Butzen“ geschnitten, in Bleifassung hübsche Muster darstellt; Wappenscheiben, vom Glasmaler bunt gemalt, sind wohl hier und da eingefügt, für deren Entwürfe bekannte Künstler thätig sind. Im Innern sind die Fenster durch Holzladen verschliessbar, die der Höhe und Breite nach in viele Einzelflügel geteilt, in reichem, verzinnnten Eisenbeschlag eine gefällige Verzierung erhalten. Nicht selten begegnet uns am untern Teil der Wand in organischem Zusammenbau mit der Täfelung eine umlaufende Wandbank, mit fester Vorder-

wand, welche darauf hindeutet, dass wir es mit einer Sitztruhe zu thun haben. Für die abendliche Beleuchtung des Zimmers sorgt häufig eine in der Mitte der Decke aufgehängte Lichterkrone von einfachsten bis zu den reichsten Formen, die durch eine über eine Rolle laufende, an der Wand befestigte Schnur hoch und nieder gezogen werden kann.

Die Heizung des Zimmers übernimmt noch immer der Kamin oder der Kachelofen; ersterer erfährt in reicheren Häusern eine ornamentale Ausbildung seines Steinmantels. Der Ofen, vorläufig in der vorher beschriebenen, einfachen Form, erst später mit reicher geschmückten, auch wohl figurierten Kacheln, begegnet uns



Abb. 34. Gotisches Zimmer mit Stollensschrank und dreibeinigem Stuhl nach Israhel von Meckenen.
(Aus Schultz, Deutsches Leben u. s. w.)

ebenfalls nicht selten. Das Germanische Museum hat mehrere Beispiele aus dem späteren Mittelalter aufzuweisen; einer der schönsten Ofen steht auf der Feste Hohen-Salzburg. Er ruht auf fünf stehenden Löwen, die Kacheln des Unterteiles sind mit reliefierten gotischen Blumen in reichster Abwechslung geschmückt, auf den Ecken stehen Figuren unter gotischen Baldachinen. Noch reicher entwickelt sich der Oberteil, auf dessen Kacheln man Darstellungen aus der heiligen Geschichte sieht, und der mit reichsten Endigungen in Wimpergen und Fialen geschmückt ist. Seine Entstehungszeit ist 1504.

Auf den gleichzeitigen Darstellungen von Innenräumen findet man nicht selten den Ofen mit einer Bank umbaut, die, fast wie ein gotisches Chorgestühl, so hoch angebracht ist, dass der darauf

sitzende sich der vom Oberteil des Ofens besonders ausströmenden Wärme bequem erfreuen kann.

Die Zahl der eigentlichen Möbelstücke im Zimmer der Spätgotik ist, wie gesagt, immer noch mässig. In dem Speisezimmer, welches wohl zugleich als allgemeines Wohnzimmer dient, steht der Esstisch in der Mitte des Zimmers, um ihn sitzen auf Bänken mit oder ohne Rücklehnen oder auf Stühlen die Tischgenossen. Ein neues Möbel in reicheren Häusern ist der Schautisch oder die Kredenz, ein stufenförmiges Gestell, auf welchem der Hausrat an Zinn- oder Silbergefässen zur Schau gestellt wird. Ein weiteres Kastenmöbel, welches das frühe Mittelalter nicht kannte, ist ein hochbeiniges Schränkchen, dessen obere Platte etwa bis zur Brusthöhe reicht: eigentlich eine auf hohen Beinen stehende Truhe oder Lade, welche

in der Vorderwand Thüren hat. Auch niedrige Sitztruhen kommen vor. Ferner gehört zur Ausstattung eines Speisezimmers eine Gelegenheit zum Händewaschen: die frühere Sitte, dass während des Mahles Diener mit Giesskannen und Becken herumgingen, um die Hände zu reinigen, die bei dem Mangel an Gabeln dieser Reinigung zwischen den Gängen sehr bedürftig waren, hat aufgehört. Der Waschbrunnen ist entweder, wie die Piscina in der Kirche, eine kleine, oft architektonisch verzierte Wandnische mit Ausguss, in welcher ein Metallgefäss mit Wasser aufgehängt ist, oder ein hoher schlankgebauter Waschkasten mit Becken und Wasserblase aus Metall;



Abb. 35. Tafel und Kredenz nach einem Stich von Grüninger, 1498.
(Aus Schultz, Deutsches Leben u. s. w.)

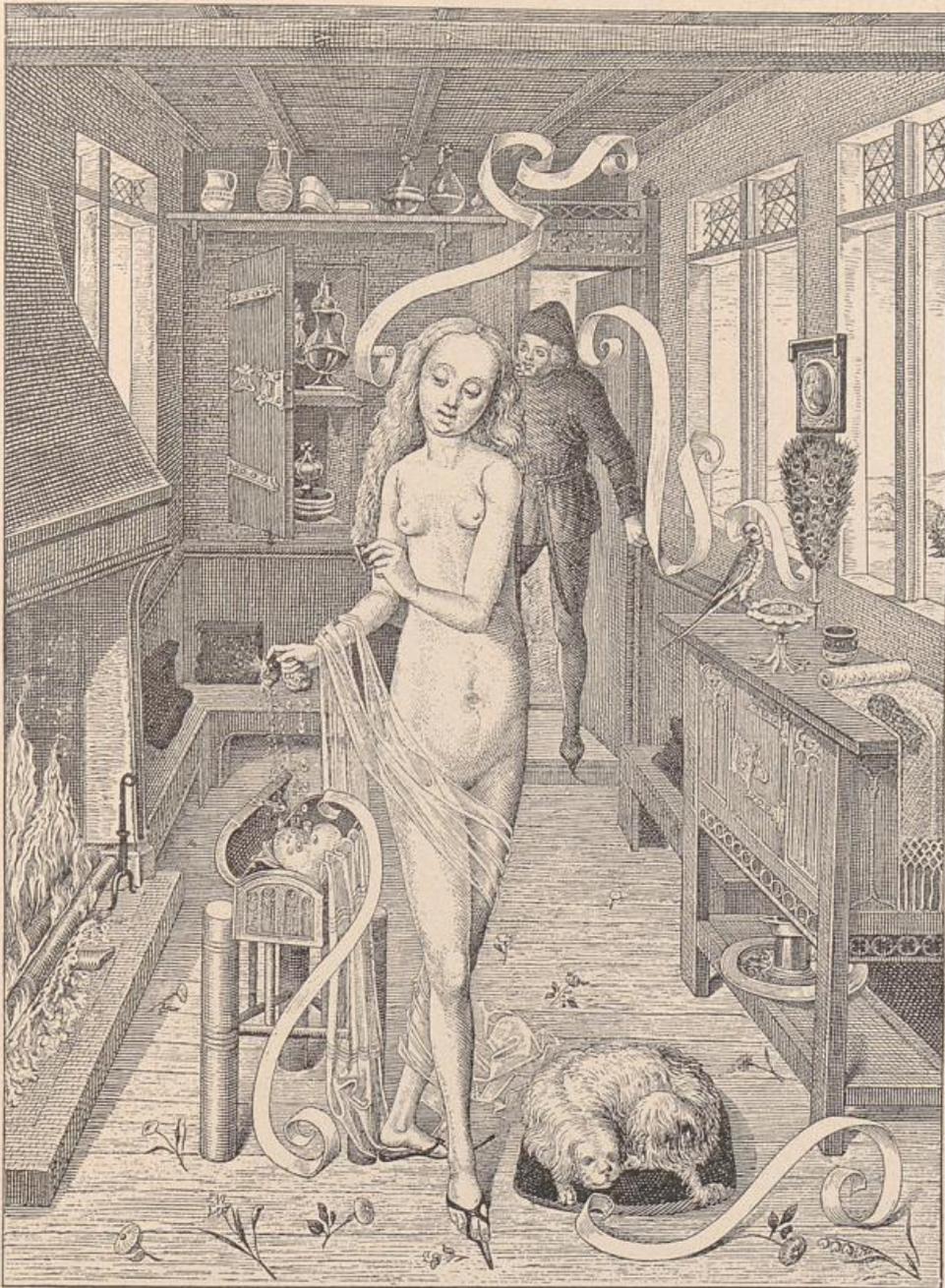


Abb. 36. Gotische Zimmereinrichtung.
 („Liebeszauber“ aus: „Kulturhistorischer Bilderatlas“.)

neben demselben trägt ein aus der Wand hervorragender Arm von Eisen oder Holz das Handtuch.

Was wir sonst noch an Möbeln im Zimmer sehen, sind Stühle und Schemel,

häufig dreibeinig, was den Schreiner nicht gehindert hat, bei den Stühlen eine bequeme Rücklehne an einem hochgeführten Beinstollen anzubringen. Zum bequemeren Sitze kommt aber weiter das



Abb. 37. Schlafzimmer nach Israhel von Meckenem.
(Aus Schultz, Deutsches Leben u. s. w.)

uns aus dem frühen Mittelalter bekannte „Spannbett“. Dies Sofa war mit Kissen und Decken belegt, was 1455 als „Lotterbett“ bezeichnet wird, oder was Michael Behaim 1504 in sein Ausgabenbuch als „faulpetle“ einträgt. Auch Bänke mit festen Rücklehnen, mit Matratzen und Kissen belegt, dienen zum Ausruhen in liegender Stellung. Ein beliebter Platz für eine Bank ist vor dem Kamin; diese hat wohl eine drehbare Rücklehne, die es ermöglicht, entweder mit dem Rücken oder dem Gesicht dem Feuer zugekehrt zu sitzen.

Die Betten, welche jetzt eine festere Verbindung mit dem Betthimmel in mannigfacher Form und im Ganzen ein gewisses monumentales Ansehen bekommen, bleiben auf die Schlafkemenate beschränkt;

da sie höher als früher aufgebaut werden, gewinnt auch der zum Ersteigen nötige Tritt, manchmal eine flache Truhe, grössere Bedeutung; am Fussende sehen wir nicht selten eine Sitztruhe stehen, auf welcher der Bewohner beim Ablegen der Kleider sitzt.

Von sonstigen Ausstattungstücken sind noch offene Wandregale, Bortbretter, zu nennen, auf welche kleineres Hausgerät aus der Hand gestellt wird; ferner Spiegel, die fast immer rund, und, was uns seltsam vorkommt, konvex erscheinen, so dass sie ein verkleinertes Bild des Zimmers wiedergeben. Auch Bilder in Holzrahmen fangen an, als Wand schmuck aufzutreten. Dann begegnet uns wohl auch ein „Vogelhaus“ und eine Uhr, meist noch Sanduhren, aber auch schon mechanische Werke, die der Schmied anfertigt.

Sehr vollständig finden wir in einem Spruch „von allem hausrot“ des Nürnberger Barbiers Hans Folz das Inventar einer Bürgerstube aufgezählt:¹⁾

„Vorerst zirt man die Stuben gern,
Peyd zu der noturfft und zu ern. Das
in man nit geroten kan: Stul, penk und
sidel muss man han. Dischtuch, zwehel
und facilet (Handtuch und Servietten),
Gissfass, handpeck (Handbecken) und
kandelpret, Flaschen, kandel zu pir und
wein, Kopff, krauss und glass zu schenken
ein, Stutz, pirglas, ein becher darbey,
Welchs man bedarf, dass ess so sey,
Kuelkandel, mischkandel, gispeck, Schlus-
selring, waschpurscht (Waschbürste), glas-
deck, Löffel, salzfass, ein fliegenwedel,
Prieff an die wand und ein losszettel
(Steuerquittung), Leuchter, lichtscher, und
ein lichtigel (Löschhütchen), Ein reisendt

¹⁾ A. Schultz, a. a. O. 104.

or (Sanduhr) und ein spiegel. Spilpret, würffel und ein karten, Wer kan als nutzer arbeit warten. Drechter, engster gutroff (Gläserformen) die man für den gehen drunk muss han, Vogelhauss, vogelhacken an der want, dis sint der stuben dinck benannt“ —

Die Aenderungen, die sich vom 14. Jahrhundert an in den Einzelformen des deutschen Mobiliars bemerklich machen, wurzeln im wesentlichen in den veränderten Verhältnissen des Handwerks. Die Werkleute der vorhergehenden Jahrhunderte waren vielfach Klosterleute gewesen, jetzt sind es bürgerliche Handwerker, die für die Bedürfnisse des Hauses an Möbeln und Geräten sorgen. Seitdem die Städte immer mehr an Bedeutung zunehmen, immer mehr die Mittelpunkte des Lebens und Verkehrs auch für Fürsten und Adelsfamilien werden, wetteifern die letzteren mit den schnell zu Reichtum und Macht gelangenden Grosskaufleuten an Luxus der Lebensführung und Wohnweise. Aus diesem Wetteifer erklärt sich im wesentlichen ein schnellerer Wechsel des Geschmacks. Die Mode beginnt an die Stelle des Stils zu treten. Andererseits aber stellt dieser Wetteifer des Luxus den Handwerkern immer neue und schwierigere Aufgaben, an denen nicht nur ihre

Geschicklichkeit, sondern auch ihr Standesbewusstsein erstarkt. Sie schliessen sich zu Zünften zusammen, die freilich nicht ohne heisse Kämpfe mit den Patrizier-

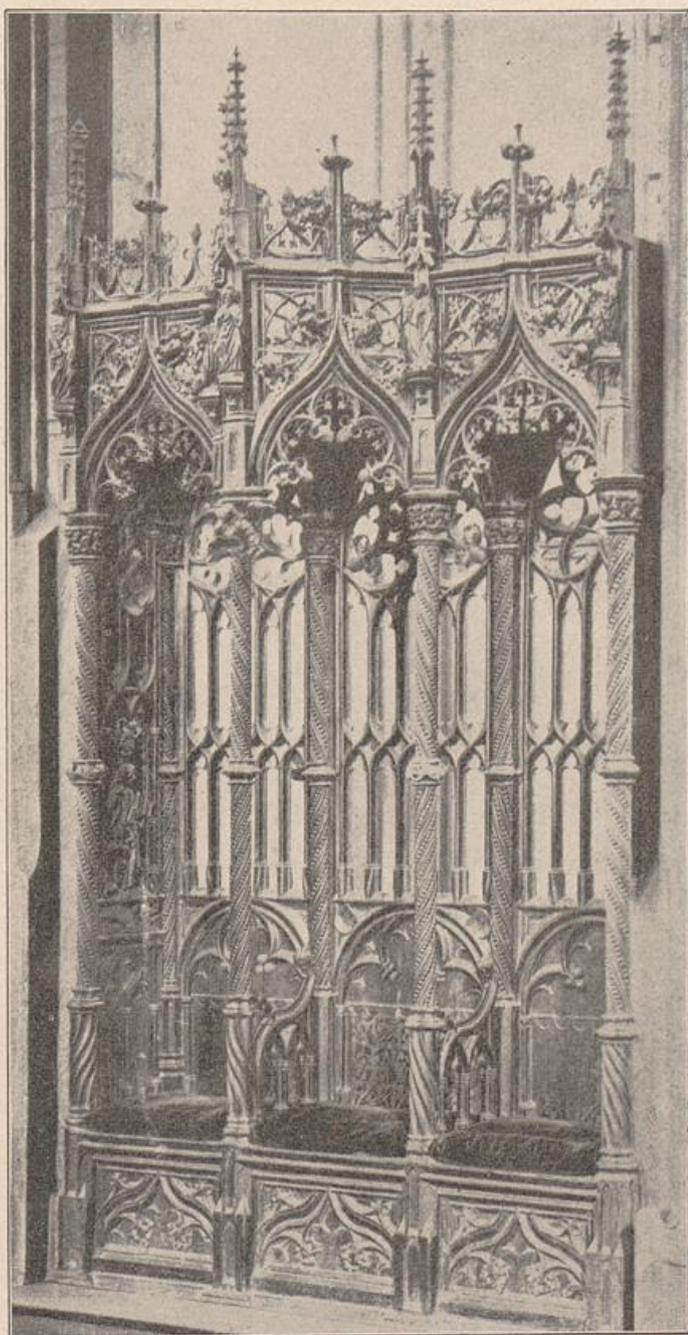


Abb. 38. Gotisches Chorgestühl aus Kempen.
(Nach Pabst, Kirchenmöbel.)

Geschlechtern sich einen Anteil an der Stadtverwaltung erzwingen. Indem sie an dem Grundsatz festhalten, in die Zunft nur solche aufzunehmen, die ihr Handwerk hinreichend verstehen, um es andern lehren zu können, entwickeln sie eine Werkstatt-Tradition, die dem einzelnen, oft unter der Hülle geheimnisvoller Gebräuche, die Erfahrungen vergangener Arbeiter-Generationen überliefert.

In der Schreinerkunst finden wir jetzt bei gesteigertem Bedarf an bürgerlichen Möbeln eine in mancher Beziehung ver-

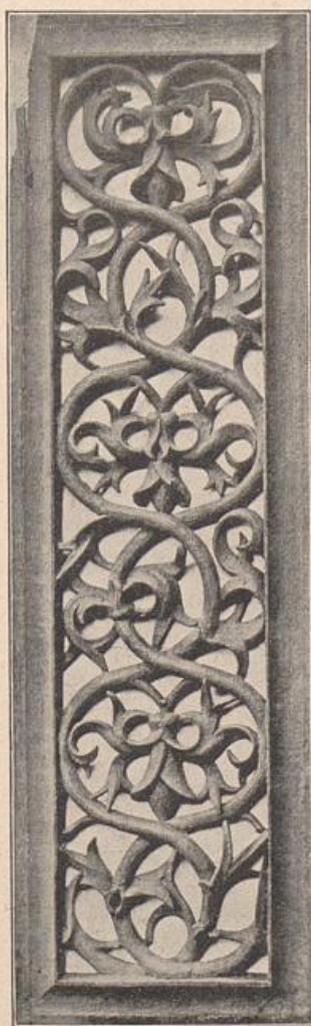


Abb. 39. Durchbrochenes gotisches Ornament aus der Marienkirche zu Lübeck.
(Nach einer Photographie von Nöhring.)

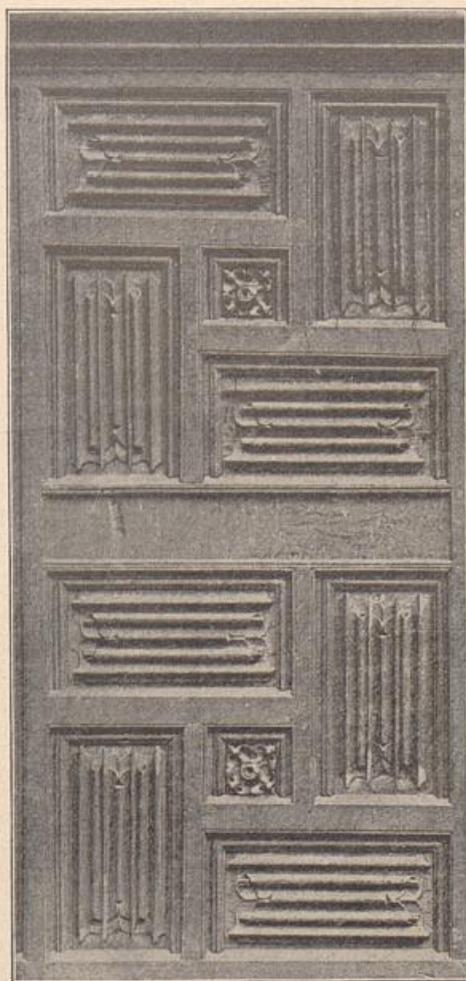


Abb. 40. Gotisches Pergamentrollen-Ornament.
(Nach: Vorbilderhefte aus dem Kgl. Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.)

änderte Arbeitsweise gegenüber der romanischen und frühgotischen Periode. Die enormen Holzstärken von früher verschwinden. Seitdem 1320, wie man annimmt zu Augsburg, die Sägemühlen erfunden waren, lernt man dünnere Bretter verwenden und damit die Möbel von dem schweren Charakter befreien, den früher die Benutzung von gespaltenem Holze zur Folge gehabt hatte. Zwei Ziermotive der früheren Zeit kommen fast ganz ausser Gebrauch: die Arbeit der Drehbank und die Inkrustation der glatten Oberfläche mit Elfenbein, Perlmutter und Metall. An

ihre Stelle tritt die Freude an Schnitzwerk: der Bildschnitzer arbeitet jetzt mit dem Schreiner Hand in Hand, oder er muss es sich auch wohl, obgleich nicht ohne lauten Protest, gefallen lassen, dass der Schreiner selbst das Schnitzmesser führen lernt und in sein Zunftgebiet einbricht.

Was die Konstruktionsweise des Schreiners betrifft, so behält dieselbe immer noch, mit der heutigen verglichen, genug von der Art des Zimmermanns: die Verbindung der Teile geschieht durch Zapfen, die mit Holznägeln genagelt werden; der Spunt zur Aufnahme von nebeneinandergestellten Brettern spielt eine wichtige Rolle. Die feste Verbindung der Teile wird hauptsächlich durch Nägel und Keilen erreicht. Der Leim findet nur bei der Zusammenfügung einzelner Bretter zu Tafeln seine Anwendung. Aber es tritt ein neues Element hinzu in der allgemeineren Verwendung der Rahmenkonstruktion. Wo die Frühzeit eine Schrankthüre, die Vorderwand einer Truhe, aus glatten Brettern gemacht hatte, die stumpf aneinandergeleimt waren, baut der gotische Schreiner einen Rahmen aus ineinandergezapften Rahmstücken zusammen, die er innen mit einer Nut versehen hat, in welche er die Füllungs- tafel einlegt. So wirkt er vorsorglich der Schädigung entgegen, welche das unvermeidliche „Schwinden“ des Holzes seiner fertigen Arbeit bereiten könnte.

Die Neigung, sich in den Formenmotiven des Möbels der Baukunst anzulehnen, die uns schon bei den Möbeln der Frühzeit mehrfach begegnet

war, nimmt in bedeutendem Masse zu — wenn auch nicht in dem ausschliesslichen Sinne, wie namentlich die englischen Wiedererwecker des gotischen Mobiliars im 19. Jahrhundert wähten, die uns als Bücherschränke und Buffets kleine Kathedraalfassaden in Holz zu bieten pflegten. Es ist wohl anzunehmen, dass sich diese Neigung besonders an kirchlichem Mobiliar entwickelt hat: Hier lag es nicht so fern,

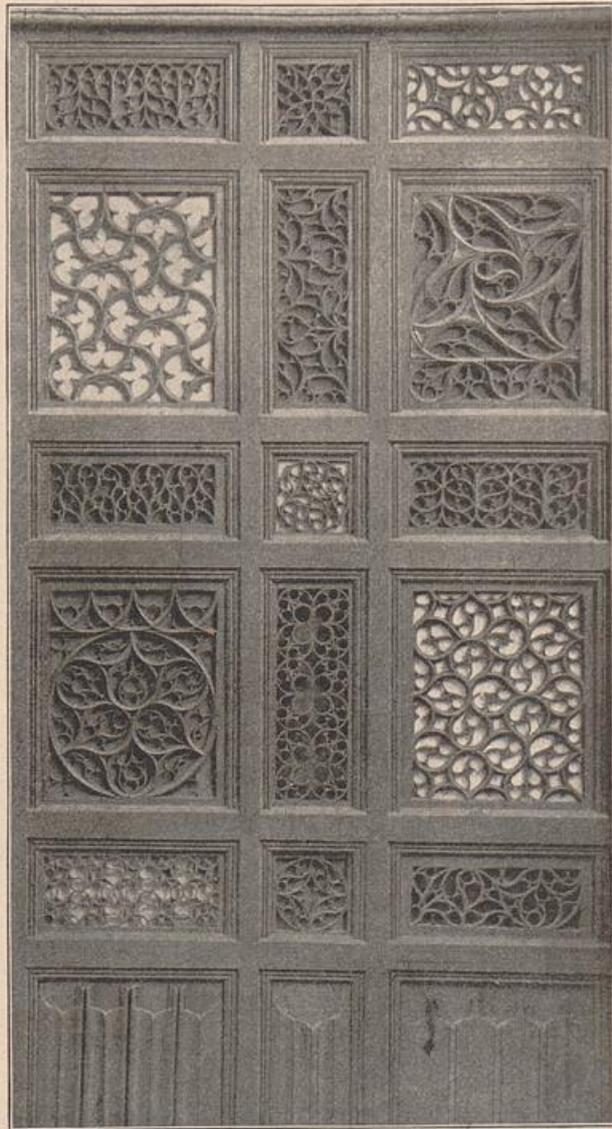


Abb. 41. Wandtäfelung aus der St. Jakobskirche in Stralsund.
(Nach Pabst, Kirchenmöbel.)

Altaraufbauten, Rückwände von Chorgestühlen und ähnliche Werke mit festem Standort den Wunderwerken der Steinmetzkunst anzunähern, die man in Sakramentshäusern und Lettnern vor sich sah. Wenn sich das Profanmöbel im 14. und 15. Jahrhundert von solchen Uebertreibungen an architektonischem Schmuck im allgemeinen freihielt, so zeigt es doch überall die Neigung, glatte Flächen mit Masswerk zu beleben, an den Kanten kleine Säulen einzufügen, die in Fialen endeten, oder das Hauptgesims eines Schrankes mit einem, dem gotischen Wehrbau entlehnten Zinnenkranz zu schmücken. (S. Abb. 38.)

Bemerkenswert ist es, dass wir in dieser Gestaltung der Schmuckformen im



Abb. 42. Rheinisches Bandornament aus dem städtischen Kunstgewerbe-Museum zu Cöln.



Abb. 43. Rheinisches Bandornament aus dem städtischen Kunstgewerbe-Museum zu Cöln.

15. Jahrhundert bereits geographisch sich absondernde Verschiedenheiten wahrnehmen können, die vielleicht mit der Verschiedenheit des Holzmaterials zusammenhängen. Der Norden von Deutschland bevorzugt die harten Holzarten: Eiche und Nussbaum. In diesen zähen, dem Schnitzmesser sich besonders günstig fügenden Hölzern liebte man einesteils kunstvolles Masswerk, andernteils ein Laubornament auszuarbeiten, welches, tief unterschritten, ein lebhaftes Relief zeigte. Daneben tritt am Niederrhein eine schlichte, aber zu hoher Beliebtheit gelangte Verzierung von Holzflächen, Füllungen und dergleichen auf, die man jetzt mangels einer besseren Bezeichnung „Pergamentrollen“ getauft hat. Wenn man ihre

Entstehung aus den einfachsten Beispielen verfolgt, so muss man zu der Erkenntnis kommen, dass dieser etwas fernliegende Vergleich kaum eine Berechtigung hat, und dass diese Verzierung zu den rein technischen, durch die bequeme Bearbeitung des Holzes eingegebenen zu zählen ist. Der Schreiner hobelte mit besonders dazu geschliffenen Hobeisen in der Holzfüllung, dem Lauf der Holzfaser folgend, eine Reihe nebeneinander liegende Profile aus. Da diese Profile sich in die Nut des oberen und unteren Rahmschenkels nicht einpassen liessen, so mussten sie an diesen Stellen beendigt werden, damit auch hier wie an den Langseiten sich ein glatter Brettrand in die Nut einsetzte; also schnitt man hier die Profile mit dem Meissel nach einer beliebigen, dem Profil sich anpassenden Linie aus, man „umstach“ dieselben. Als dann später die Profile selbst reicher wurden, die ursprünglich einfachen flachen Hohlkehlen mit aufliegenden Rundstäben wechselten, musste auch die Umstechung reicher werden, und unter der spielenden Hand des Schnitzers entstanden dann wohl Formen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit eingekniffenen und aufgerollten, dann wieder flach gelegten Papierblättern haben mochten.

Neben diesen Füllungsornamenten, die bis in das 16. Jahrhundert hinein ihre Beliebtheit bewahrten, geht am Niederrhein eine andere Form, die schwerer zu erklären, aber besonders charakteristisch ist. Man sucht das Motiv wohl am natürlichsten in Bändern, die immer aus einer flachen Hohlkehle mit zwei begleitenden Rundstäben bestehen und bald in Kreisform sich durchflechtend, bald parallel nebeneinandergelegt und mit den Enden auseinanderstrebend, den Raum füllen. Zur Ausfüllung des auf der viereckigen Füllung noch leer bleibenden Raumes erwächst dann den Rundstäben wohl noch freies Ornament, bald Blattwerk, bald Masswerkmotive. (S. Abb. 42 u. 43.)

Verbindet sich dies norddeutsche Füllungsornament mit einer Gesamtstruktur

tion des Möbels, die in vielen Zügen, wie z. B. in den durchgeführten Pfosten von quadratischem Querschnitt, die Erinnerung an Zimmermannskonstruktion bewahrt, so



Abb. 44. Ausgegründetes gotisches Ornament.

herrscht bei den süddeutschen Möbeln der Spätgotik im allgemeinen die Brettkonstruktion vor. Und in dem Masse, wie diese grössere Flächen darbietet als die Pfostenkonstruktion, wächst hier auch die Lust an der Flächenverzierung. Und wieder scheint hier der Werkstoff, das weichere Holz der Koniferen, welches neben dem harten Fruchtbaum- und Ahornholz vorwiegt, Einfluss auf die Form dieses Flachornamentes geübt zu haben.

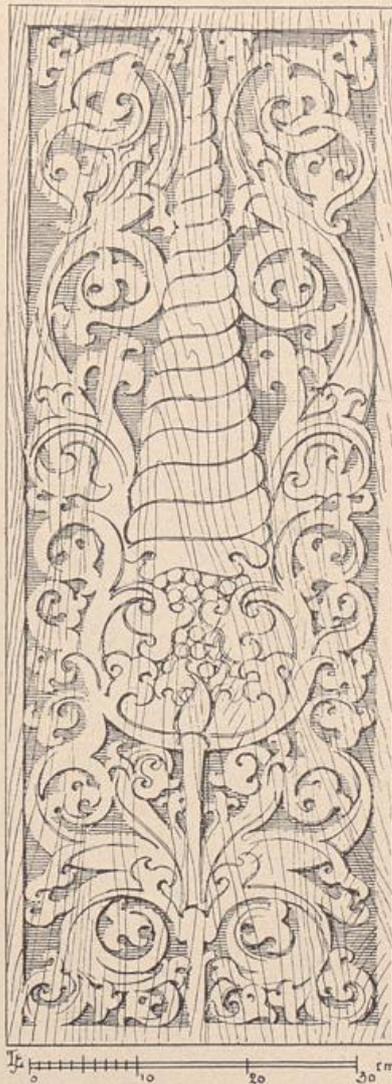


Abb. 46. Ausgegründete Füllung von den Kirchenstühlen zu Kidrich (Reg.-Bez. Wiesbaden).

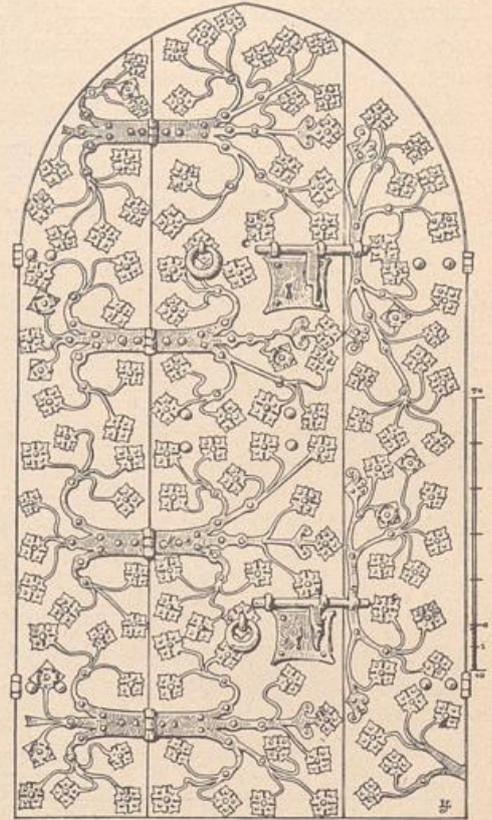


Abb. 47. Wandschrankschür aus Kidrich (Reg.-Bez. Wiesbaden).

Das langfaserige, leicht spaltende Holz der Fichte, Föhre und Tanne und besonders der beliebten Zirbelkiefer erwies sich zu Schnitzereien mit ausgesprochenem Relief wenig geeignet. Dagegen begünstigte es eine Art von Flachornament, welches, heute mit dem Namen „Tiroler Gotik“ belegt, eine allgemeine Verbreitung in Süddeutschland und in einzelnen, meist auf süddeutsche Meister zurückzuführenden Beispielen auch in Mitteldeutschland fand. Das Brett wurde glatt gehobelt, die auf der Fläche aufgezeichnete Ornamentkontur darauf mit einem Meissel mit winkelliger Schneide, dem „Gaisfuss“, eingeritzt und nun der Grund mit dem geraden Meissel ausgesprengt — eine bei der langfaserigen Spaltung des Holzes leichte Arbeit — so dass er eine unregelmässige vertiefte Fläche bildete, von welcher sich

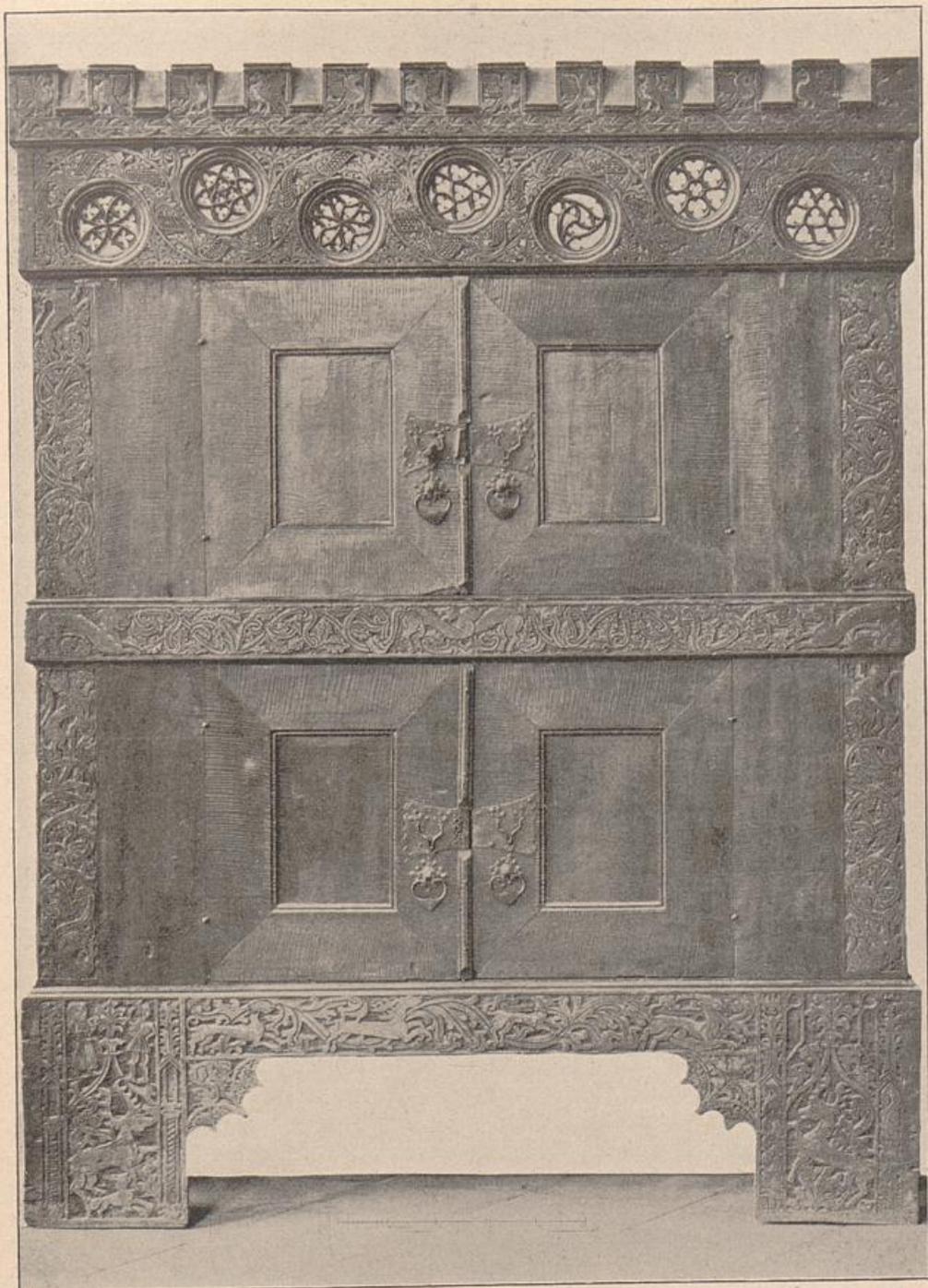


Abb. 45. Süddeutscher gotischer Schrank mit ausgegründeten Friesen.
(Nach Obernetter, bayrisches Nationalmuseum zu München.)



Abb. 48.
Speisetisch nach Dierik Bouts.

das glatte Ornament wirkungsvoll abhob. Selten, dass diesem letzteren noch durch einige kräftige Schnitte ein schwaches Relief gegeben wurde; dagegen scheint es allgemeiner Brauch gewesen zu sein, den rauhen Grund noch durch eine lebhaftere Farbe, rot oder blau, gegen das holzfarbige Ornament abzusetzen. In einzelnen Fällen finden wir letzteres, um die fehlende Reliefwirkung zu ersetzen, auch mit gestrichelten Lichtern in weisser Farbe aufgehöhht.

Im Gegensatz zu der oben beschriebenen norddeutschen Art dient dieses Ornament vor allem zur Belebung der grösseren, die eigentlichen Konstruktions- teile der Möbel darstellenden Bretter, der Rahmen-, Sockel- und Gesimsbretter; erst in zweiter Linie wird es auf die Füllungen übertragen. Wo es sich auf letztere beschränkt zeigt, wie bei den prachtvollen, von dem Baiern Erhart Falckener von Abensberg geschnitzten Kirchenstühlen zu Kidrich im Rheingau, ist der Einfluss der rheinischen Art unverkennbar.

Bei den die Füllungen einrahmenden Profilen und anderen Horizontalgliedern findet sich in den oberdeutschen Möbeln nicht selten ein bescheidener Anfang von

Holzintarsia angewendet — verschiedenfarbige Holzstückchen, in mathematischen Mustern zusammengefügt — vielleicht ein Einfluss von jenseit der Alpen, wo die Kunst der Intarsia seit dem 14. Jahrhundert bereits im Gebrauch war.

In der romanischen Möbelkunst hatte sich der Eisenbeschlag, aus dem Bedürfnis der Sicherung der stumpf zusammengefügteten Bretter hervorgehend, zu einem beliebten Schmuckmotiv entwickelt. In der gotischen Periode tritt dieser Schmuck, der sich jetzt auf die schmalen Rahmstücke der Schrankthüren und dergleichen beschränken muss, sichtbar zurück — er wird

leichter und zierlicher. Die Kunstfertigkeit des Schmiedes, der die Aufsatzplatten und Endigungen des langen Scharnierbandes oder die Schlossbleche mit durchbrochener, mit farbigem Papier unterlegter Ornamentik verzierte, wächst zu erstaunlicher Höhe, die wir besonders da zu bewundern Gelegenheit haben, wo sie die glatte Fläche einer Wandschrankthür mit spielenden Ranken überzieht. Doch finden sich diese Beispiele weniger bei dem bürgerlichen Mobiliar als bei kirchlichen Möbeln, Sakristeischränken Thüren, und dergleichen.

Unterziehen wir nun die einzelnen Möbel-Gattungen einer eingehenderen Prüfung, so tritt uns zunächst der Tisch als ein stabileres Möbel entgegen, das als ständiges Inventarstück des Zimmers verschiedenartige Formen annimmt. Allerdings erhält sich der Gebrauch, Speisetafeln auf beweglichen Böcken für die Dauer des Mahles aufzustellen und nach demselben wieder abzutragen. Sehr verständlich konstruierte „Schrage“ zeigt uns ein Bild von Dierik Bouts, Christus im Hause Simonis darstellend. Jeder hat nur ein auf einem unteren Querholz eingezapfttes Bein, von dessen oberem Teil eine

schräge Strebe, durch einen Querriegel gesichert, nach innen geht, so dass sie dem Bock eine sichere Stütze giebt, ohne den am Tisch sitzenden im Wege zu sein.

Bei einem anderen Bilde des Künstlers (s. Fig. 31) ist zwischen den aufrecht stehenden Stollen eine feste Brettwand eingefügt, deren Füllungen mit den oben beschriebenen „Pergamentrollen“ dekoriert sind. Kleine Winkel, die ihrer geringen Dicke nach von Metall zu sein scheinen, erhöhen die Festigkeit an den Verbindungsstellen.

Neben diesen Speisetischen nehmen die Tische, die zum regelmässigen Mobiliar des Zimmers gehörten, eine ständige Gestalt an, die wir als eigentümlich deutsch bezeichnen können und die in nicht eben seltenen Stücken unserer Sammlungen erhalten ist. Gemeinsam sind denselben die aus Brettwänden bestehenden Stützen: eine aufrecht stehende starke Diele erhält oben und unten Hirnleisten von noch etwas grösserer Holzstärke. Die untere tritt als Fussstollen

vor und ist an ihrer Unterseite ausgeschnitten, so dass sie mit zwei Flächen auf dem Boden aufsteht. Die obere trägt bei den einfachsten Beispielen unmittelbar die Tischplatte, die an ihrer Unterseite vorspringende Gratleisten erhält, welche auf den Untersatz genau passen, so dass letztere mit den oberen Hirnleisten durch Holznägel verbunden werden können. Bald aber macht sich das Bedürfnis geltend, mit dem Tisch ein kastenartiges Behältnis zu verbinden: jetzt erhalten die Stützwände als Aufsatz zunächst eine ziemlich hohe kastenartige Zarge, in welche eine Schublade eingefügt wird. Die Querverbindung zwischen den Stützwänden wird durch ein mittleres Querholz hergestellt. Manchmal findet man auch zwei solcher notwendig, deren Köpfe, oft hübsch geschnitzt, durch die Stützwände hindurchgehen und aussen mit Keilen befestigt werden. Wird unten am Boden noch eine weitere Querverbindung beliebt, so nimmt dieselbe gern die Gestalt eines Rahmens von schmalen, flachliegenden Brettern an, die auf den Vorsprüngen der

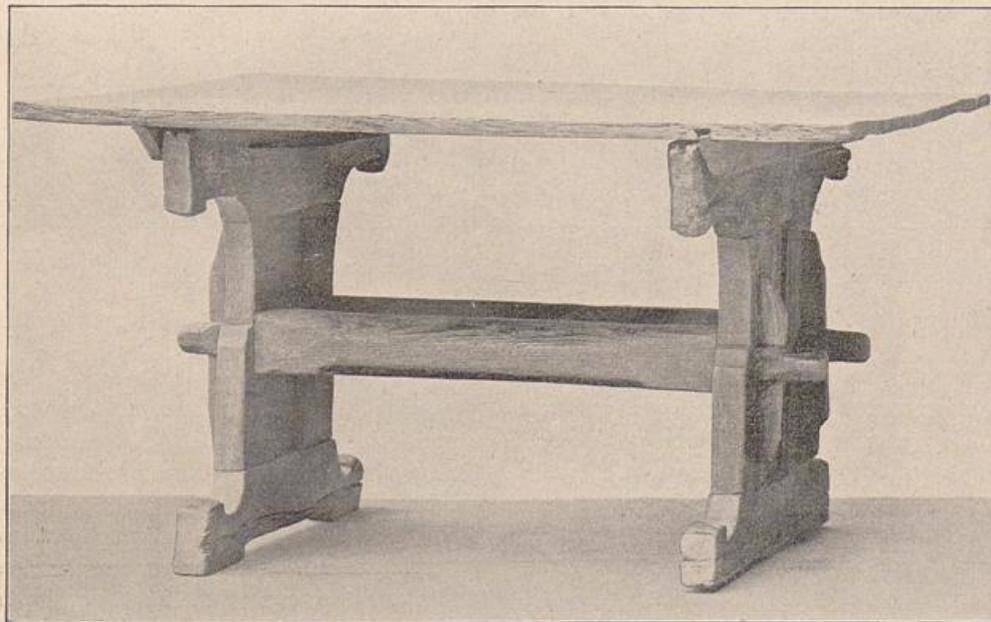


Abb. 49. Einfacher gotischer Bocktisch.
(Nach Falke, Mittelalterliches Holzmobiliar.)

Fussstollen aufliegen und so eine bequeme Fussbank bilden.

Die Seitenstützen, die man häufig nach oben gegeneinander geneigt antrifft, sind ebenso wie die oberen Zargen und Schubladenwände mit Schnitzerei geschmückt. Die Tischplatte wird zum Klappen eingerichtet; ihre beiden Hälften, an der Langseite mit Scharnieren verbunden, nehmen, aufeinandergelegt, so nur die Hälfte

zeigt sich die Abneigung der gotischen Periode gegen die Arbeit der Drehbank. Die mitgeteilten Beispiele werden die verschiedenen Dekorationsweisen dieses Typus verdeutlichen. Als seltenes Beispiel in Deutschland teilt Heideloff auch einen mit Intarsia geschmückten gotischen Tisch aus Oberfranken (Heft XV. Bl. 6) mit.

Neben diesen länglichen Tischen kommen auch runde oder sechs- und acht-

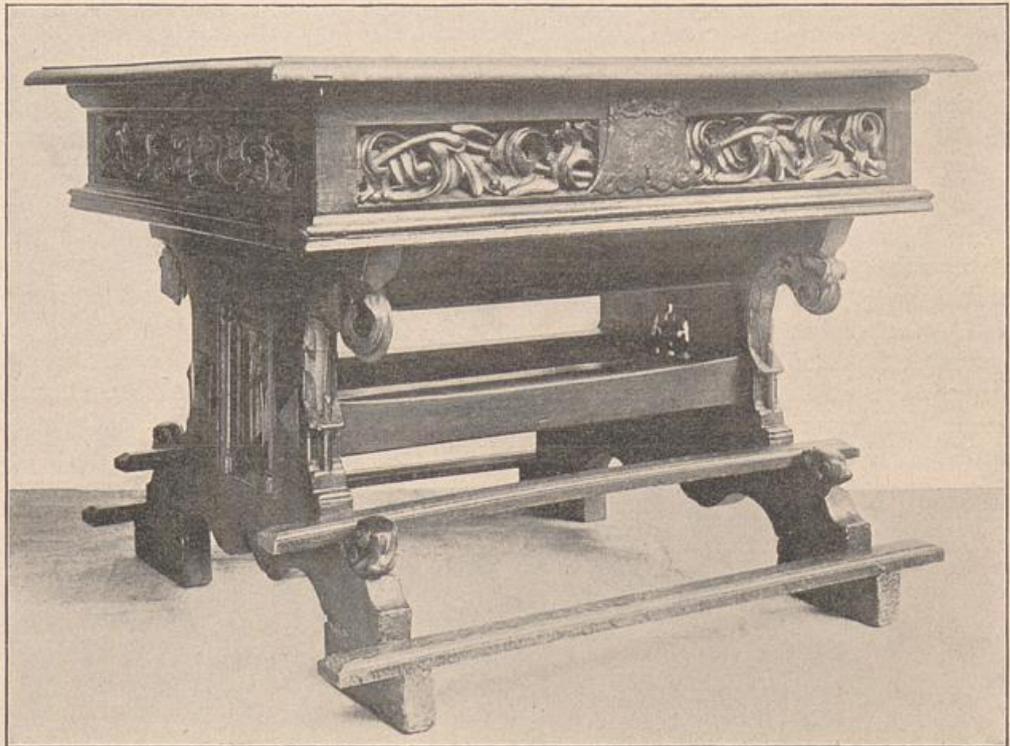


Abb. 50. Gotischer Tisch aus dem kgl. Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.
(Nach: Vorbilderhefte u. s. w.)

der Plattenbreite ein und ermöglichen eine Raumersparnis. Gleichem Zwecke dienen auch Ausziehklappen in der noch heute üblichen Anordnung, die sich ebenfalls schon bei Tischen der Spätgotik findet. Eine weitere Ausbildung erfährt diese Form, indem an Stelle der Stützwände vier Beine treten, die, ebenfalls oben nach innen geneigt, manchmal Kapitäl- und Sockelformen einfachster Art annehmen. Der Schaft ist dann achtkantig; auch hier

eckige mit einer Mittelstütze vor. Hier pflegt die Platte schon eine dekorativere Ausstattung anzunehmen, wie bei den von Hefner-Alteneck mitgeteilten aus dem Rathaus zu Würzburg, wo die aus Solnhofener Stein bestehende runde Platte mit Wappen geschmückt ist. Der Fuss besteht bei derselben aus einer schlichten spätgotischen Säule, von drei geschwungenen, nach innen mit Masswerkknasen besetzten Konsolen begleitet, während von der sechs-

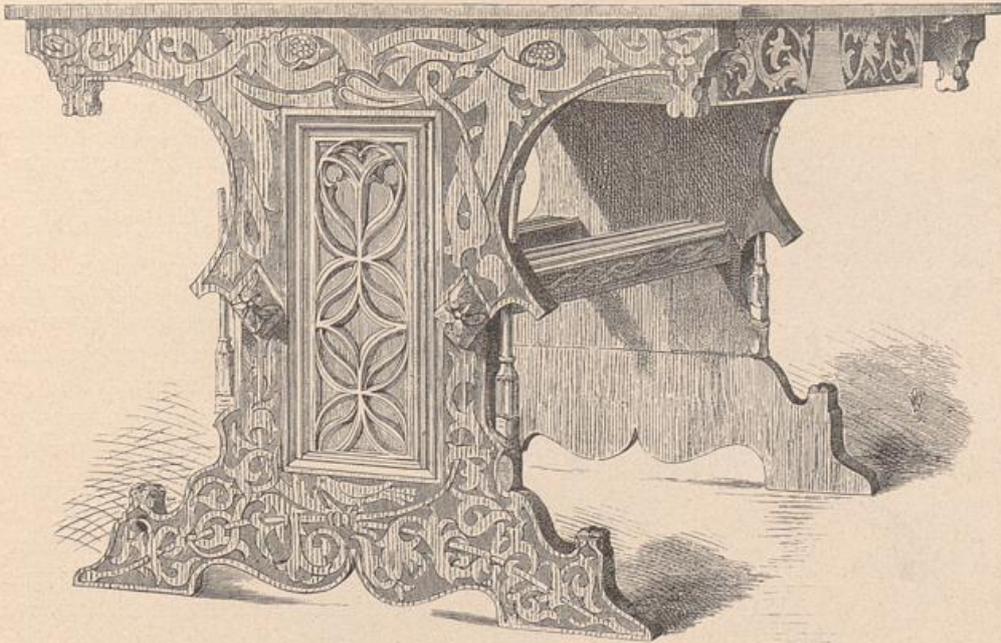


Abb. 51. Gotischer Tisch mit ausgegründetem Ornament aus dem germanischen National-Museum zu Nürnberg. (Nach: Kunsthandwerk.)

eckigen Fusszarge aus sich kreisförmige Uebergangs-Ornamente zu der Säule schwingen, die das Sitzen an diesem Tisch ziemlich unbequem machen müssen. Ein sehr hübscher und bequemer Tisch mit sechseckiger Platte und starker Zarge befand sich in der Sammlung Gedon. Hier legen sich die sechs den Fuss bildenden Stützen, auf den Kanten mit Rundstäben verziert, in weicher Linie unter die Platte. Auch der von Heideloff abgebildete achteckige Tisch (Heft XXII. Taf. 8) zeigt eine hübsche und originelle Lösung: Den Fuss bildet ein überecktes vierseitiges Prisma mit ge-



Abb. 52. Sechseckiger gotischer Tisch. (Nach: Katalog der Sammlung Gedon.)

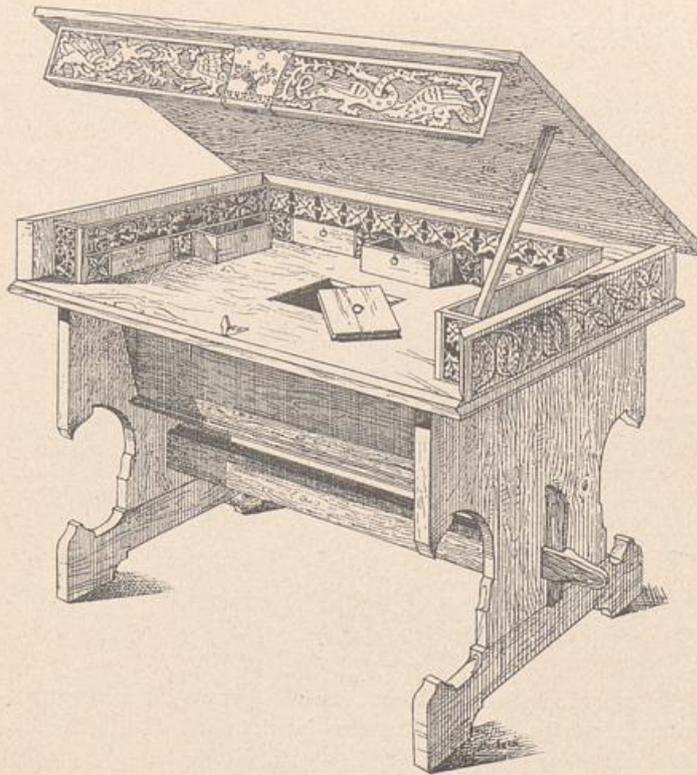


Abb. 53. Gotischer Schreibtisch aus dem historischen Museum zu Basel.
(Nach Heine, Kunst im Hause.)

schnitzten Flächen, an dessen Kanten Strebepfeiler, durch freistehende Säulchen bereichert, vorspringen. Wie sich diese Tischform in ausgezeichneter Weise auch zum Arbeitstisch der Gelehrten benutzen lässt, zeigt ein Beispiel aus dem Museum von Basel. Hier lässt sich die Tischplatte aufklappen; der von der Zarge umschlossene, darunterliegende Raum enthält in kleinen Kästen und Schubfächern die nötige Schreib-Einrichtung. Ein darunter angebrachter Kasten, durch eine kleine mit Klappe verschlossene Oeffnung in der Tischplatte erreichbar, dient als Geheimfach. Wenn die Tischplatte niedergeklappt und verschlossen ist, gewährt sie für das Schreibwerk dieselbe Sicherheit, wie ein moderner

Sekretär. Wir werden sie deshalb auch wohl eher als das „Contor“ eines Kaufmanns wie als Gelehrten-Schreibtisch zu betrachten haben. Dass für den kaufmännischen Betrieb Tische mit besonderen Zähl- und Recheneinrichtungen vorkommen, beweisen gelegentlich Darstellungen von der Austreibung der Wechsler aus dem Tempel; auch sind im Diöcesan-Museum zu Freising, im Rathaus zu Lüneburg und im Germanischen Museum noch derartige Originale erhalten. Das eigentliche Schreibpult des Gelehrten bewahrte wohl meist die frühere Form einer auf einem Untersatz oder Schränkchen ruhenden schrägen Platte; Lesepulte mit drehbarem Kopf, die neben den Sessel des Lesenden gestellt wurden, kommen vor; sie ähneln (in verkleinerter Form) den Evangelienpulten in den Kirchen, die zu grosser Pracht entwickelt wurden, und

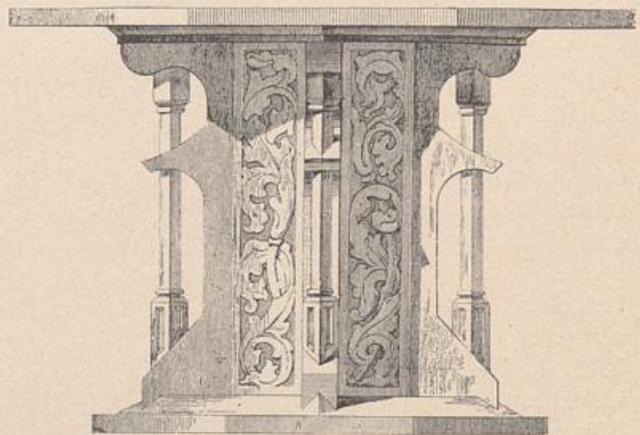


Abb. 54. Achteckiger gotischer Tisch.
(Nach Heideloff, Ornamente.)

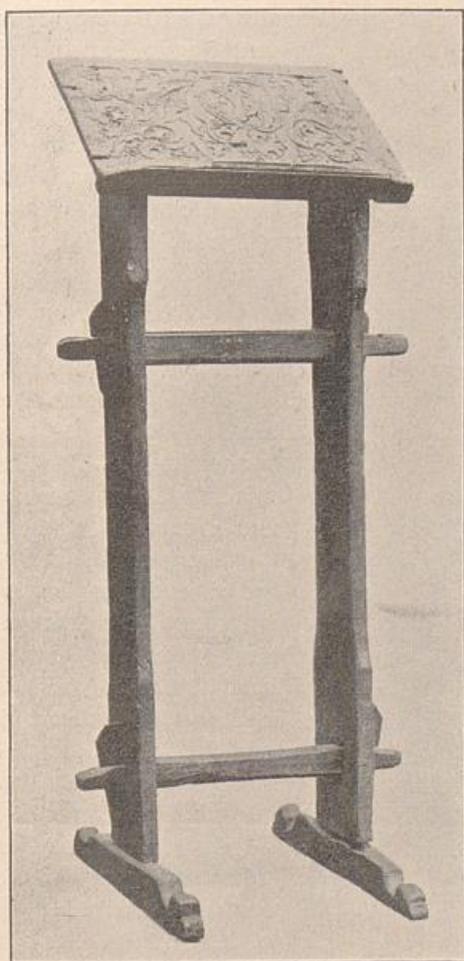


Abb. 55. Einfaches gotisches Leseputz.
(Nach Falke, Gotische Holzmöbel.)

von denen wir ein sehr schönes Beispiel bei der singenden Engelgruppe auf dem van Eyckschen Altar dargestellt finden.

Kleineren Pulten zum Aufstellen auf den Tisch wusste die Gotik ebenfalls eine gefällige Form zu geben; das bayrische National-Museum in München besitzt ein hübsches Beispiel.

Stühle, wie man sie heute in ein halb- oder drittel Dutzend im Zimmer zu verteilen pflegt, dürfen wir im Zimmer der Spätgotik noch nicht suchen. Einzelne Stühle von einfachster Art und dreibeinig sehen wir

abgebildet: die originelle Form des Dreibeins mit einem hochgezogenen Ständer, welcher als Rücklehne ein von Kopfbändern unterstütztes Querholz trägt, hat sich am Niederrhein bis heute in Gebrauch erhalten. Bei diesem Stuhl, wie auch bei dem dreibeinigen Schemel fällt die unbequeme, wenn auch konstruktiv richtige Art auf, wie die oberen Enden der Ständer über dem Sitz hervorstehen. Neben diesen anspruchslosen Stühlen kommen noch Sesselformen vor, unter welchen der als „Lutherstuhl“ (eine Analogie zu dem italienischen „Savonarola“-Faltstuhl), häufig nachgeahmte, aus Katzwang bei Nürnberg stammende, jetzt in England befindliche Drehstuhl einen originellen Typus darstellt. Bemerkenswert sind hier auch wieder die nach aussen geschweiften Stützen, welche den Drehständer umgeben, wie bei dem Tisch (Fig. 52) aus der Sammlung Gedon.

Einen sehr merkwürdigen Stuhl auf einem Ständer, mit halbkreisförmigem Grundriss des Sitzes und der kastenartigen Lehne, die von einer höheren, mit Masswerk durchbrochenen Rückenlehne überragt wird, enthielt die Sammlung Recappé in Paris. Der sechseckige Fuss hat eine Gestalt, die mit ihrem Nodus an die Füße gotischer Monstranzen erinnert.

Im übrigen scheint die Hauptsitzgelegenheit auch in der Zeit der Spätgotik die an der Wand befestigte, das ganze Zimmer umziehende Bank gewesen zu

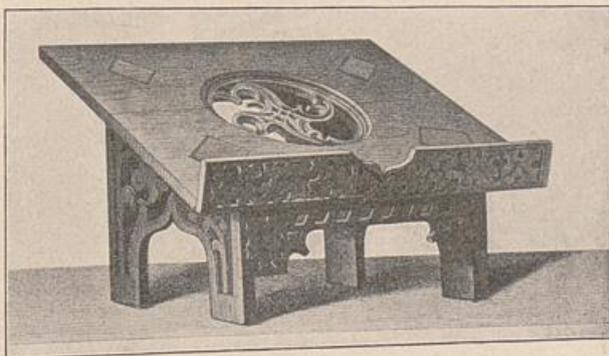


Abb. 56. Gotisches Leseputz aus dem National-Museum zu München.

(Nach Hefner-Alteneck, Trachten und Ges. d. M.)

sein. Dieselbe erhält zierliche Stützen und Seitenwangen in gotischen Masswerkmotiven oder in Konsolform ausgeschnitten; manchmal ist die Vorderseite geschlossen, so dass sich der Sitz zur Truhenbank gestaltet. Bis zu welchem Reichtum sich die feste Bank entwickeln kann, beweist ein prächtiges Beispiel aus Lübeck, das allerdings nicht aus einem Wohnraum stammt (s. Abb. 59). Bei den einfacheren Wandbänken war die Rückenwand glatt und wurde bei besonderem Anlass mit einem Rücklaken behängt.

Die freistehenden Bänke, die ihren Platz meist vor dem Kamin hatten und zweiseitig zu benutzen waren, wurden bereits oben erwähnt; auch sie hatten verzierte Seitenwangen. Die Stange, welche die Rücklehne bildet, war vermittelt Eisenarmen zum Umschlagen eingerichtet, in derselben Weise, die man neuerdings in den Trambahnwagen wiederfindet. Viollet le-Duc bildet eine derartige Bank ab, deren Rücklehne ihre Drehachse nahe am Sitz hat, so dass derselben nur eine schräge Stellung nach der einen oder andern Seite gegeben werden konnte. Der Sitz musste alsdann doppelte Breite haben.

Von den Kastenmöbeln nehmen die selbständigen Schränke in der gotischen Periode eine wesentlich grössere Bedeutung an und scheinen die Truhen, die vielleicht mehr in den Sitzbänken untergebracht wurden, für einige Zeit zu verdrängen; ja sie entwickeln sich stilistisch so selbständig, dass wir gerade bei ihnen die Verschiedenheit der nieder- und oberdeutschen Bauweise klar auseinanderhalten können. Allerdings scheint auch der schlichte Bretterkasten mit schmaler eingeschnittener Thür, wie ihn die Frühperiode kannte, noch in vereinzelt Beispielen vorzukommen. Hefner-Alteneck veröffentlicht einen solchen Schrank, (Taf. 237) bei dem der reiche Eisenbeschlag das hauptsächlichliche Dekorationsmotiv bildet. Derselbe hat als Hauptgestalt die jetzt beliebt

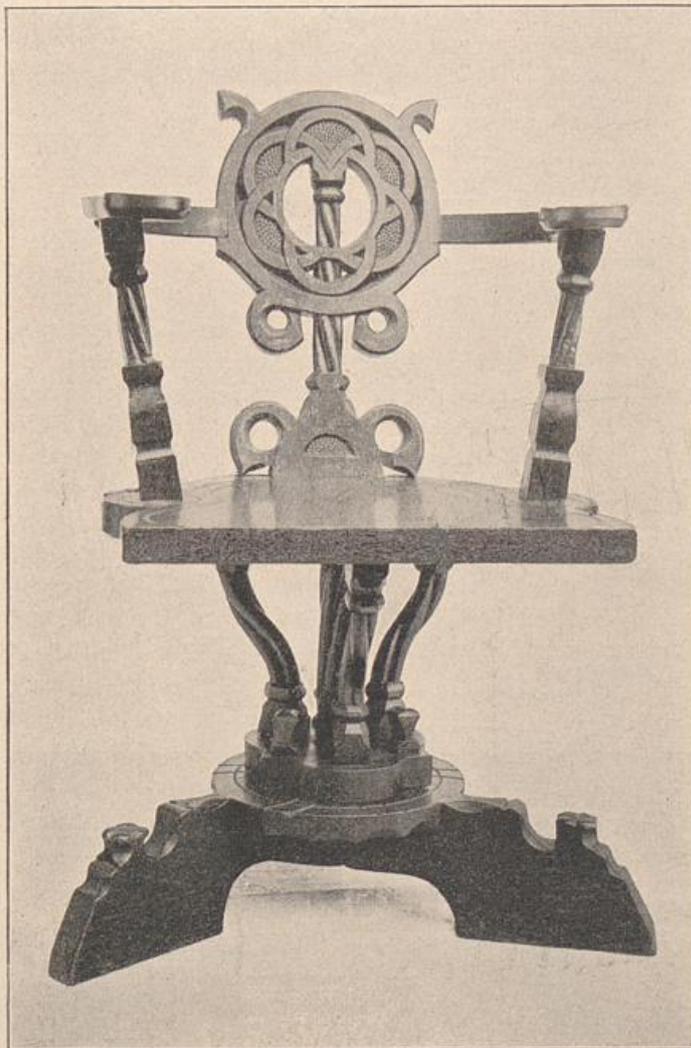


Abb. 57. Gotischer Drehstuhl (sog. Lutherstuhl.)
(Nach: Vorbilderhefte des kgl. Kunstgewerbe-Museums zu Berlin.)

werdenden Zinnen und eine rundbogige Thür; vom Beginn des Rundbogens an bis zum Zinnenkranz ist die übrigens ganz glatte Fläche des Schrankes mit einem Flächenmuster in Kerbschnitt belebt, das in bunten Farben gemalt ist.

Das eigentliche Merkmal des Schrankes im 15. Jahrhundert ist die Einteilung seiner Vorderfront in vielfache Abteilungen, die sich im norddeutschen Schrank in einem konstruktiven, durch lebhaft profilierten stark bezeichneten Gerüst klar ausspricht. Wie das spätgotische Sterngewölbe in seiner Art durch das Spiel der vortretenden Rippen, so bekundet der Schrank durch dieses Leistenwerk klar und lebhaft seine Konstruktion. Der Einfluss der Steinarchitektur zeigt sich dabei in der Anwendung starker Schrägungen (wie die sogenannten Wasserschläge in der Architektur) auf allen Horizontalgliedern, in welche sich das reiche, an Gewölbrippen erinnernde Profil der senkrechten Gliederungen verschneidet. Sehr beliebt ist es, die letzteren mit architektonischen Spitztürmchen, sogenannten Fialen, zu besetzen. Starke durchlaufende Eckpfosten, welche unten die Füße bilden, geben dem Möbel Standfestigkeit. Bei der reichen Teilung der Vorderfront legt man noch wenig Wert darauf, dass bei Oeffnung der Thüren der ganze Innenraum frei wird; zwischen den beweglichen Thüren bleiben feste Teile stehen, die in ihrer Dekorationsweise sich von jenen meist unterscheiden. So liebt man es, die festen Bretter mit Masswerkfüllungen zu schmücken und den Thürfüllungen frei bewegtes Laubornament, figürliche Darstellungen oder Wappenschmuck zu geben. Nicht selten ist auch dies freie Ornament durchbrochen, geschnitzt und mit gefärbtem Papier, Pergament oder Leder hinterlegt. Zwischen den oberen und unteren Thüren ist meist noch eine Querteilung eingefügt, deren Thüren sich als Klappen um die untere Langseite drehen. Zierlicher Eisenbeschlag an Schlüsselschildern und langen, auf die oberen und unteren Rahmschenkel der Thür aufgenagelten

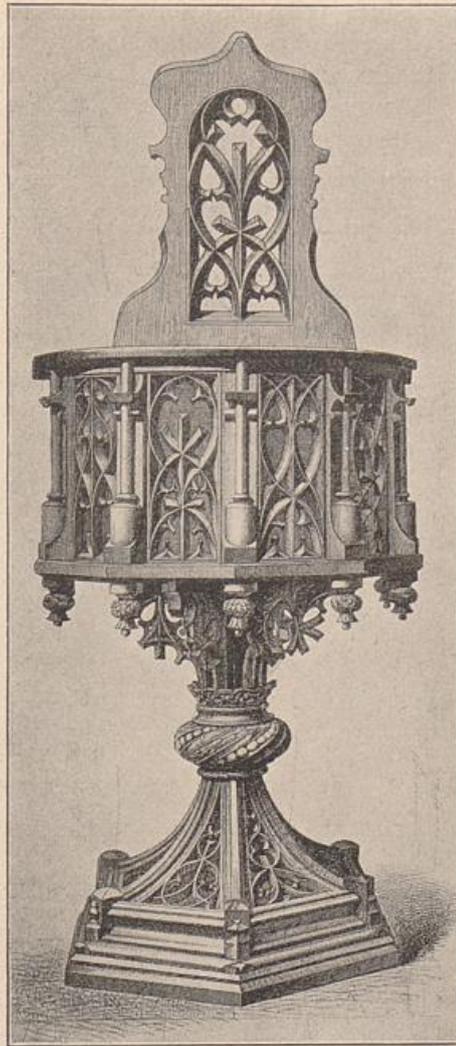


Abb. 58. Gotischer Drehstuhl aus der Sammlung Recappé, Rückseite.
(Nach: Art pour tous.)

Bändern trägt zur Belebung bei. Zinnenkranze als Hauptgesims kommen bei diesen norddeutschen Schränken kaum vor.

Wesentlich anders ist der Charakter der süddeutschen Schränke um 1500: An Stelle des Pfostenbaues tritt hier eine Brettkonstruktion; ein Rahmenwerk aus schmalen Dielen giebt hier kräftig und klar die Einteilung des Möbels an. Auf einem Sockel, der aus zwei breiten Brettern mit Querverbindung durch ein schmaleres Brett besteht, baut sich der

um die Brettstärke zurücktretende Körper des Möbels auf. Dasselbe besteht aus zwei aufeinanderstehenden gleichen Kästen mit je zwei Thüren, die auch hier nur die mittlere Hälfte der Breite einnehmen. Eine schmale Diele, wieder um ihre eigene Dicke vor den Kästen vorspringend, bildet zwischen ihnen eine energische Horizontalteilung. An die Stelle der Eckpfosten

treten wieder aufrechtstehende Eckbretter. Ein breites, um die Holzstärke vortretendes Brett mit einem nochmals vortretenden Zinnenkranz bildet das starke und wuchtige Kranzgesims des Möbels. Alle die genannten Bretter pflegen aufs reichste geschnitzt zu sein — sei es mit dem oben beschriebenen ausgegründeten Ornament, sei es mit Masswerk oder tief und

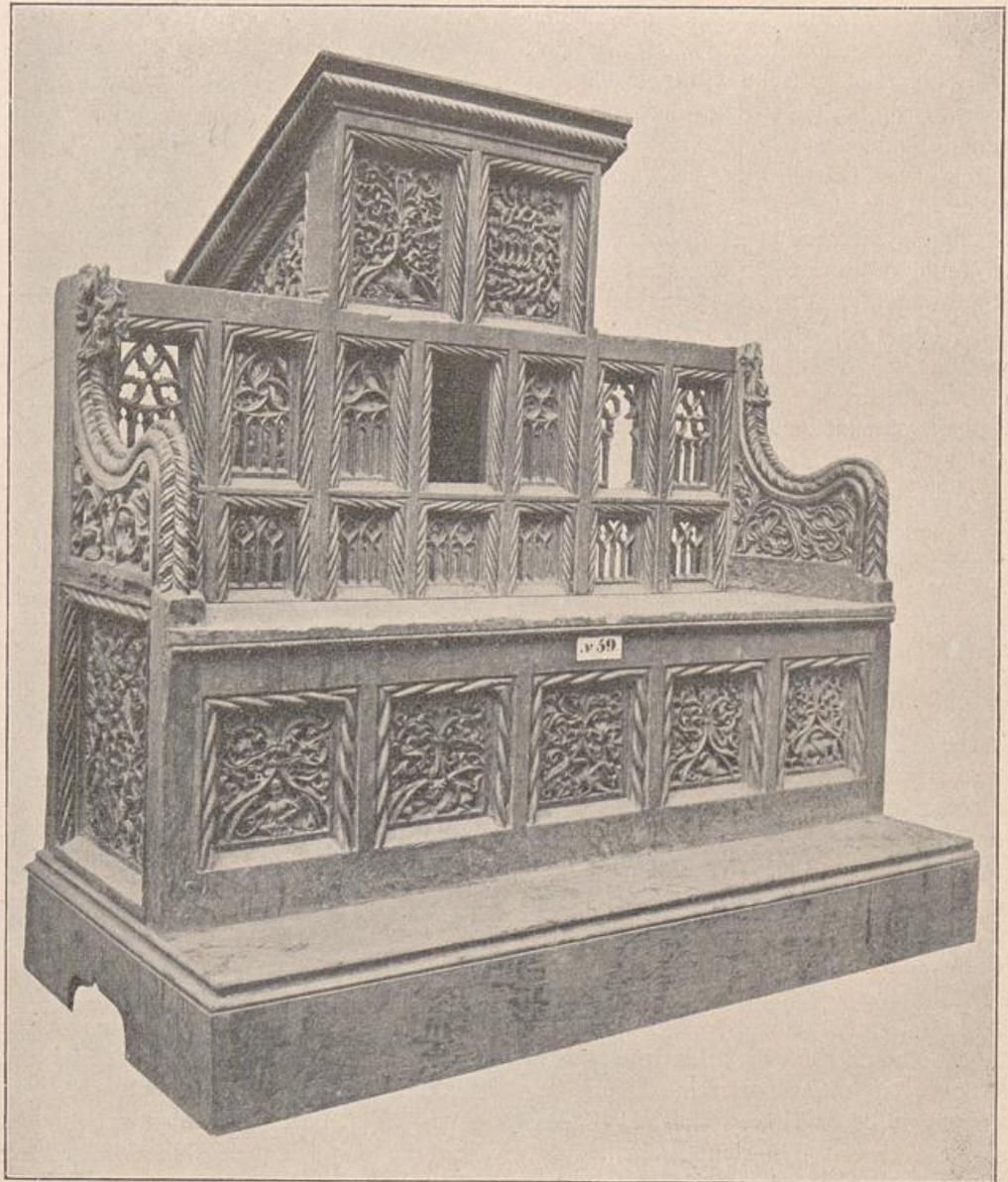


Abb. 59. Gotische Kirchenbank aus Lübeck.
(Nach Photographie von Nöhring.)

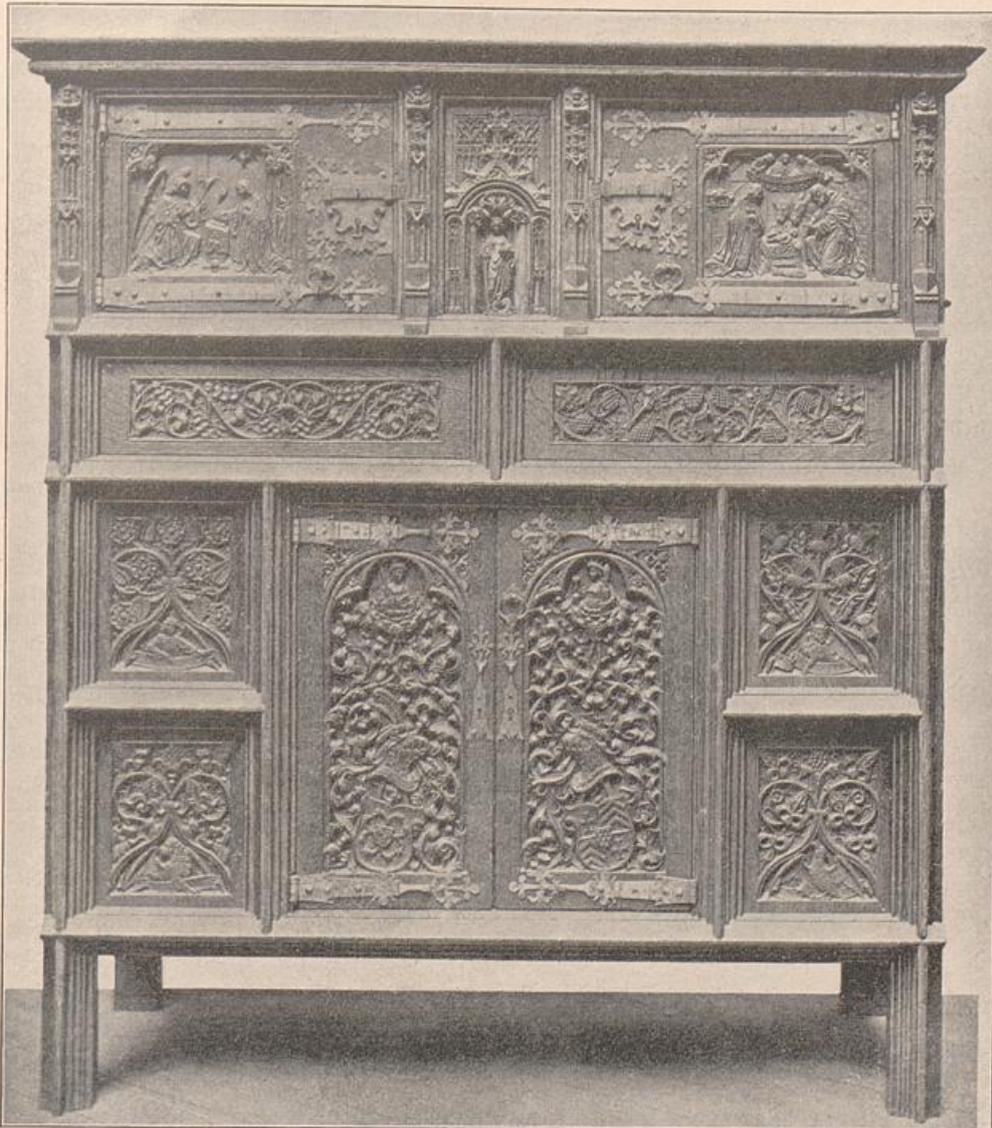


Abb. 60. Gotischer Schrank, niederrheinisch.
(Nach: Katalog der Kunstsammlung Hartel.)

energisch geschnittenem Relief-Ornament, so dass dieses reich verzierte Rahmenwerk im Gegensatz zu den glatt behandelten Thüren den Bau des Möbels höchst wirkungsvoll und klar gliedert. Der Eisenbeschlag dieser Möbel beschränkt sich auf die Schlossbleche und Griffe mit durchbrochenen Unterlagplatten; dagegen wird nicht selten die Bemalung in aus-

Luthmer, Deutsche Möbel.

gedehntem Masse zum Schmuck derselben herangezogen.

Bei den Truhen der Spätgotik zeigt sich die bei den Schränken festgestellte landschaftliche Verschiedenheit nicht so auffallend, da diese kleineren Möbel keine Gelegenheit zu Rahmen- und Füllungskonstruktion bieten und meist aus vollen Brettern zusammengearbeitet sind,

4

von denen das vordere allein zur Aufnahme von Dekoration dient. Bei den norddeutschen Truhen (Hamb. Museum v. J. Brinckmann, Abb. u. Beschr. S. 635.)

Füße bilden. Die Truhen süddeutscher Herkunft haben meist einen Sockel, der ebenso wie derjenige der dortigen Schränke konstruiert ist, und auf dem der Körper



Abb. 61. Gotischer Schrank, rheinisch.
(Nach Falke, Gotisches Holzmobiliar.)

ist das Vorder- und Hinterblatt aus je zwei senkrecht stehenden Brettern und einem zwischen dieselben eingnuteten Horizontalbrett konstruiert, so dass die unteren Teile des ersteren die kunstlosen

der Truhe, um die Holzdicke zurückspringend, aufruft. Die Dekoration des Vorderblattes mit Schnitzwerk zeigt die oben charakterisierten Verschiedenheiten: im Süden überwiegt das ausgegründete

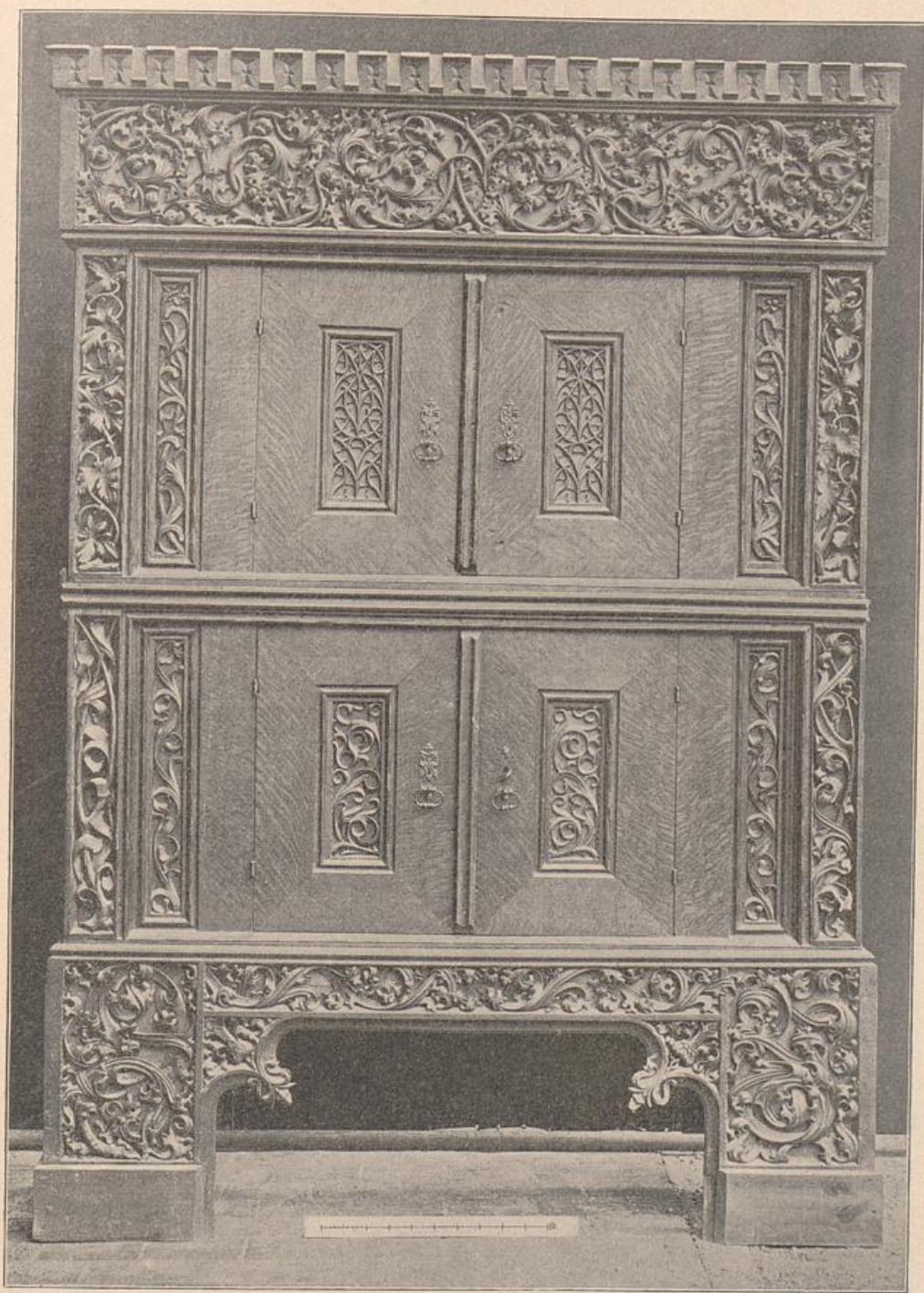


Abb. 62. Gotischer, reichgeschnitzter Schrank aus dem bayerischen Nationalmuseum zu München.
(Nach Obernetter.)

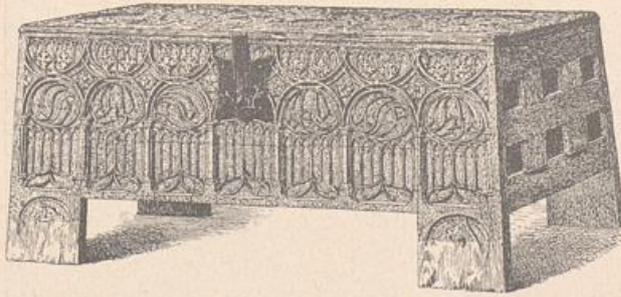


Abb. 63. Lüneburger Truhe im Hamburger Museum.

Flachornament, von dem gerade in diesen Truhentabern die schönsten Beispiele erhalten sind. Doch begegnet uns auch im Süden wie in Norddeutschland eine Ausfüllung mit Masswerk und figürlichem Schmuck.

Als zierliches Möbel, welches Niederdeutschland, speciell dem Niederrhein eigen ist, entwickelt sich um diese Zeit der Stollenschrank. Er scheint nach den Abbildungen eigentlich ein Speisezimmermöbel zu sein, welches zum Verschluss des Tischgerätes diente und in

seinem unteren offenen Teile Gelegenheit bot, die Kühlgefäße für das Getränk, welche man in älteren Abbildungen frei auf dem Boden neben der Tafel stehen sieht, ständig und angemessen unterzubringen. Er ist ein Kastenmöbel von den Abmessungen einer kleinen Truhe, welches auf hohen Beinen steht, die, der norddeutschen Konstruktionsweise entsprechend als Seitenpfosten durchgeführt werden.

Auch in der übrigen Konstruktion und dem plastischen Schmuck entspricht es den norddeutschen Schränken. Wenn, was nicht selten vorkommt, der Grundriss die Form eines halben Sechsecks oder Achtecks hat, so geben die Hängepfosten der freien Ecken Gelegenheit zu hübschen Bildungen. Unter den Schränkchen sind meist noch Schubladen angebracht. Unten nehmen die Beine noch einen Boden zwischen sich auf, der Platz für das metallene Kühl-

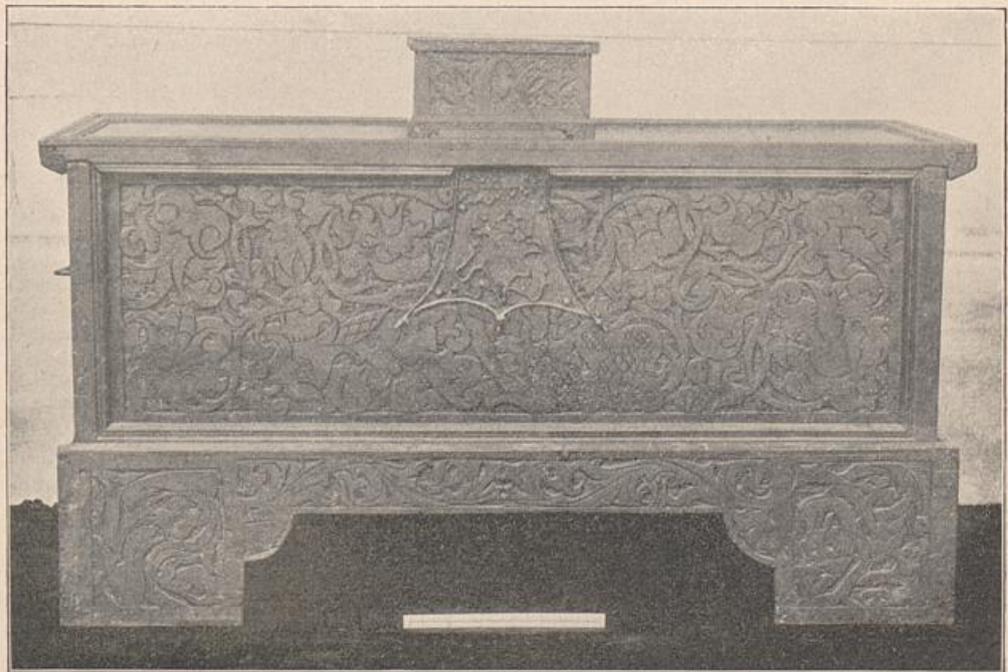


Abb. 64. Süddeutsche gotische Truhe mit ausgegründetem Ornament.
(Nach: Die Historische Ausstellung zu Steyr 1884.)

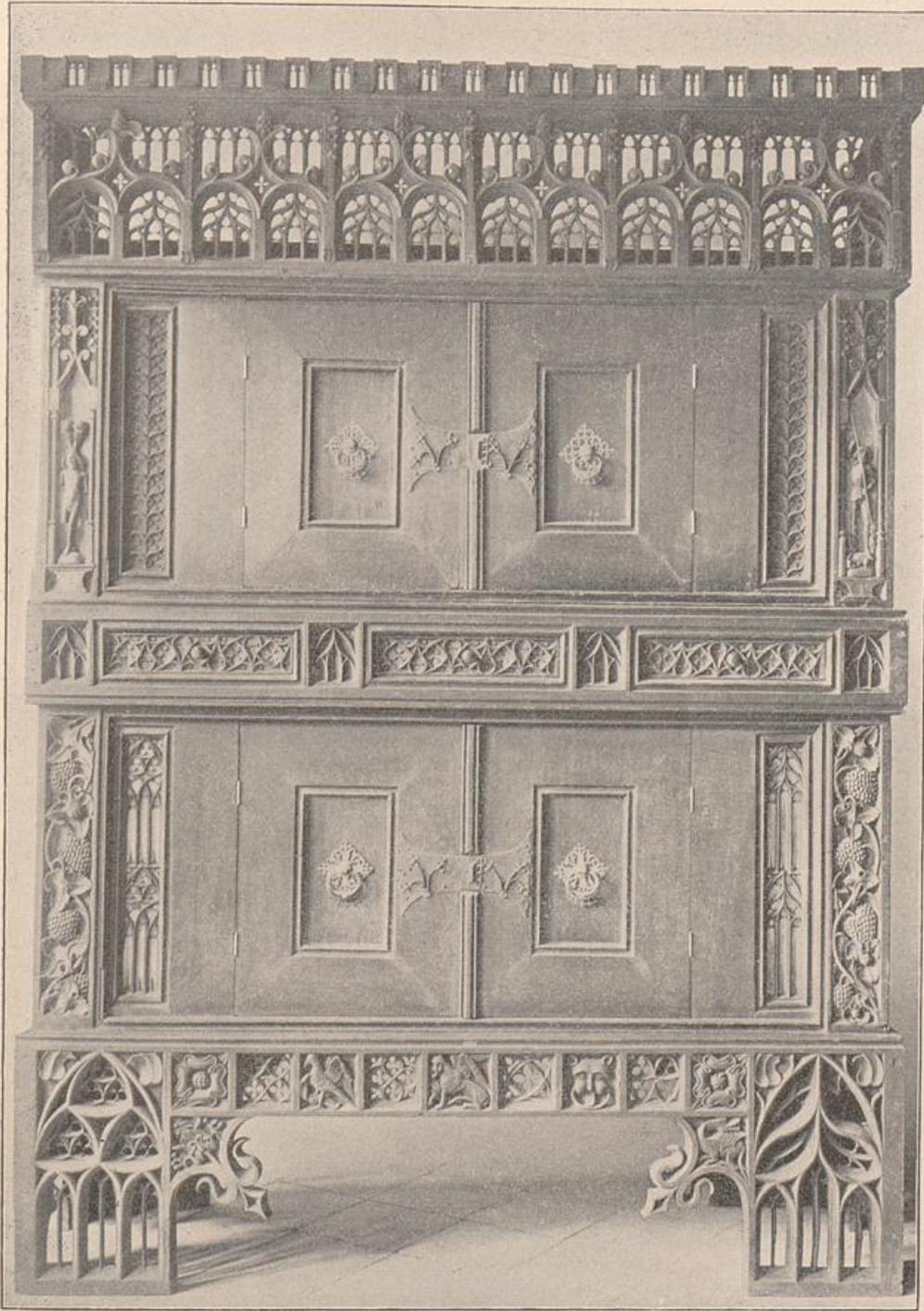


Abb. 65. Oberdeutscher gotischer Schrank aus dem Germanischen Museum zu Nürnberg.



Abb. 66. Gotischer rheinischer Stollenschrank.

(Nach: Vorbilderhefte des Kgl. Kunstgewerbe-Museums zu Berlin.)

gefäß bietet; auch der rückwärtige Verschluss dieses unteren Teils durch eine Wand mit gestemmt und geschnitzten Füllungen kommt vor.

Auch die obere Platte dieses Möbels, die selten mehr als 1,50 m vom Boden entfernt ist, diente zur Schaustellung von schönen Gefäßen aus Zinn, Messing oder Silber und wurde zu diesem Zwecke wohl mit einer oder mehreren Stufen überbaut.

Der Stollenschrank geht damit in den Begriff der Kredenz oder des Schautisches (dressoir) über, der ein beliebtes Möbel im Speisezimmer der Wohlhabenden war. Ursprünglich war derselbe, wie Fig. 35 zeigt, ein offenes stufenartiges Gerüst ohne weiteren Schmuck, auf dem die Prunkgefäße in Reihen aufgestellt wurden; auf dem genannten Bilde Grüningers scheint sogar die unterste Stufe

als Sitz zu dienen. Gewöhnlich steht es jedoch im Speisesaal an der Wand und erfährt bei steigendem Luxus eine reiche Ausstattung mit Schnitzerei, zu der auch wohl der Ueberbau eines Baldachins

kommt. Die Verbindung des Stufenbaues mit kleinen Schränken war dabei nahelegend. Da in deutschen Museen ein entsprechendes Beispiel nicht erhalten zu sein scheint, so möge ein sehr reicher



Abb. 67. Gotischer, rheinischer Stollenschrank.
(Nach: Vorbilderhefte des Kgl. Kunstgewerbe-Museums zu Berlin.)

flandrischer Schautisch aus dem Museum Steen zu Antwerpen einen Begriff von diesem Möbel geben.

Das eigentliche, heute bei uns so benannte Büffett scheint in Deutschland

der gotischen Periode noch fremd zu sein und als Verbindung von Schautisch, Serviertisch und Gerätschrank sich erst in der Renaissancezeit in der Schweiz zu entwickeln. Dagegen bietet der Wasch-

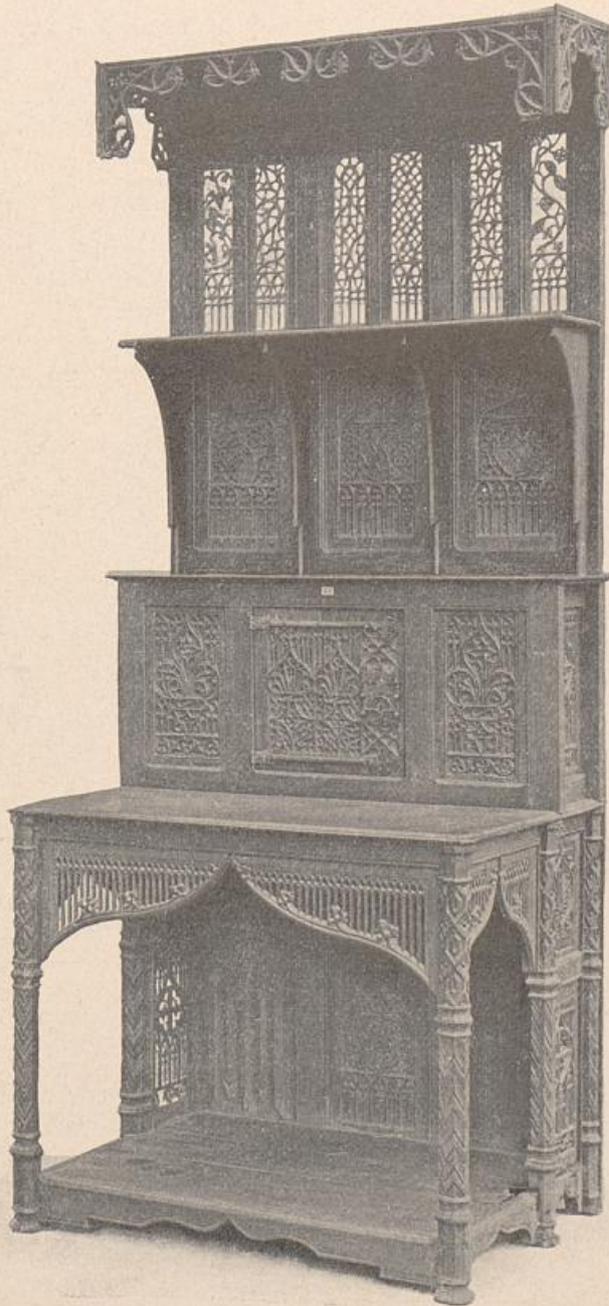


Abb. 68. Grosse gotische Kredenz aus dem Museum Steen zu Antwerpen.
(Nach Ysendyk, Mon. classés.)

kasten den Schreibern des 15. Jahrhunderts bereits Gelegenheit, ihre Erfindungsgabe zu zeigen. Seine Herkunft aus der mit Wasserblase und Wanne ausgestatteten Wandnische (Piscina) macht die Nische mit den zinnernen Waschgefäßen zur Hauptsache. Dieselbe wird mit leichten Architekturmotiven, Strebe-pfeilern, Säulchen und dergleichen eingefasst; bei einem Stück aus dem Besitz des Dr. Figdor in Wien (Falke a. a. O. XXXV. 1) sieht man sogar ein kleines aufsteigendes Kreuzgewölbe in Holz zum oberen Abschluss verwendet. Als Untersatz dient der Waschnische ein Schränkchen von vier-, achteckiger oder runder Form. Die neben der Nische zurück-tretenden Seitenbretter werden oberhalb derselben wieder breiter und schliessen daselbst ein zweites Schränkchen ein, welches als Hauptgesims die übliche Zinnenbekrönung erhält. Wo die zinnernen Wasserblasen erhalten sind, zeigen sie ebenfalls eine schucke Ausbildung; wir sehen sie als Kürbis mit Blättern gestaltet, anderwärts nimmt sie die Gestalt eines Schlosses mit Rundtürmen und Zinnen an. Uebrigens scheint, nach den Formen der wenigen erhaltenen Stücke zu urteilen, dies Möbel in der gotischen Periode auf Süd-deutschland beschränkt gewesen zu sein.

Als kleines Ziermöbel, an dem sich die Kunst des Schnitzers besonders be-thätigen konnte, ist noch das Hänge-schränkchen zu nennen, ein flacher Kasten mit durchbrochen geschnitzter Vorderseite — sei es in Masswerkmotiven, sei es in freiem oder heraldischem Orna-ment — deren Mitte sich als Thür öffnet. Als Hauptgesims dient auch hier entweder der Zinnenkranz, oder es findet sich ein durchbrochener, mit Kreuzblumen ge-schmückter Kamm aufgesetzt, wie er an den Verdachungen gotischer Chorstühle üblich ist.

Das wichtigste Möbel des Schlafzim-mers blieb natürlich das Bett, auf das man im späteren Mittelalter immer grösseren Luxus verwendete. Es nahm an Länge zu und wurde, wie uns zahlreiche Bild-

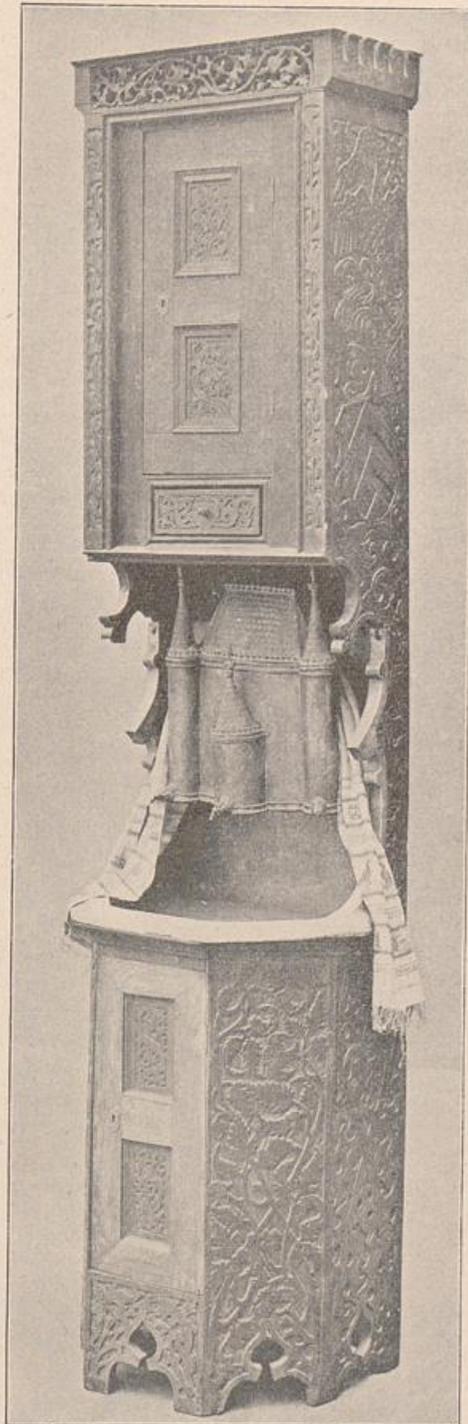


Abb. 69.

Gotischer Waschkasten (Tiroler Arbeit).

(Nach Falke, Gotische Holzmöbel.)

werke von der Geburt Jesu und der Maria verraten, auch in der Breite gern zweischläufig gemacht. Die Betteinlagen an

den Decken aus kostbaren Stoffen zu schmücken liebt, nimmt die Schnitzerei des darunter versteckten Gestelles ab.

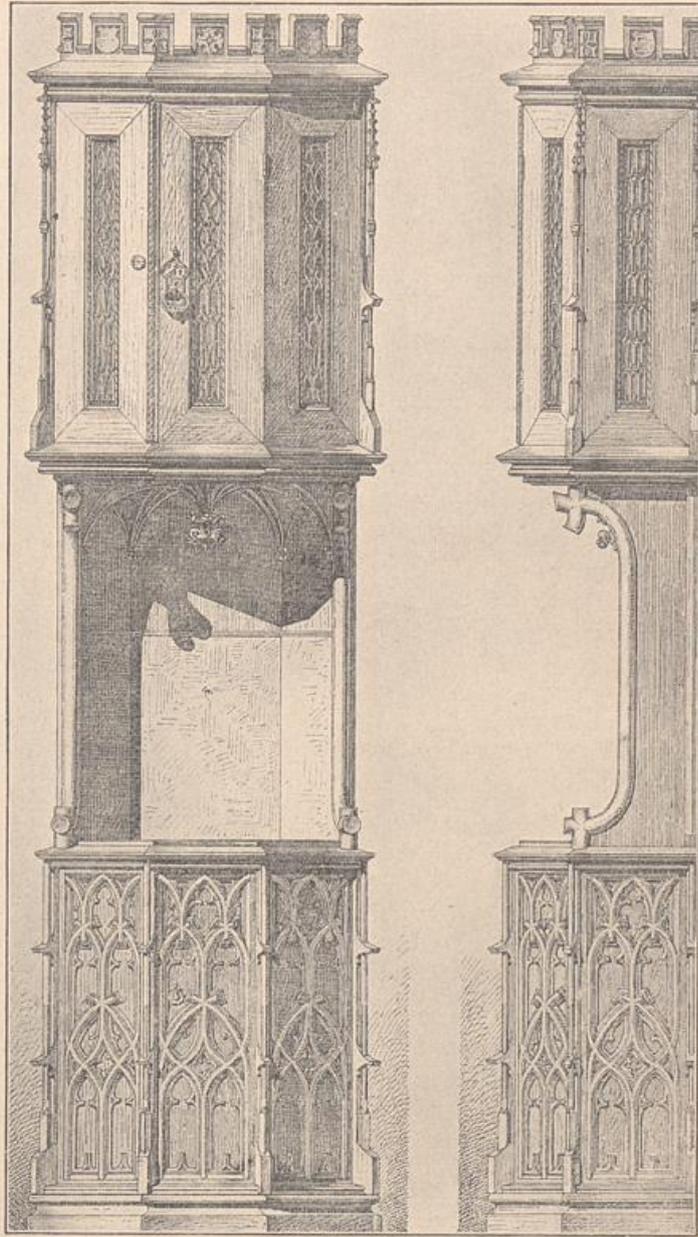


Abb. 70. Gotischer Waschkasten. Tiroler Arbeit.
(Nach Paukert, Zimmergotik.)

Matratzen, Kissen, Koltern, Decken werden bequemer und reicher. In dem Masse, wie man das Lager mit lang herabhängen-

Ein wichtiger und unentbehrlicher Teil des Bettes ist der Himmel. Man geht nach den vielfachen und offenerzigen Klagen

der gleichzeitigen Dichter über das die Betten bevölkernde Ungeziefer (s. Alw. Schultz a. a. O. S. 108f.) wohl kaum irre, wenn man in demselben zunächst einen Schutz gegen etwaige von der Decke herabfallende Wanzen und Spinnen sieht. Meist ist es ein auf einen Rahmen ausgespanntes Tuch, welches mit Eisenstangen oder Stricken an der Decke befestigt wird. Von seinem Rand hängen, in Ringen an Eisenstangen verschiebbar, die Seitenvorhänge herab, die nachts das ganze Lager umhüllen, bei Tage aber seitwärts zurückgeschoben und am Fussende in einen beutelartigen Knoten emporgebunden werden. Während diese Anordnung auf zahlreichen Bildern der niederdeutschen, speciell rheinischen Schule überliefert wird, scheint nach erhaltenen Bettstellen im National-Museum in München, im Germanischen Museum, in Schloss Tratzberg in Tirol u. s. w., im Süden sich mehr der aus Holz gebaute feste Betthimmel eingebürgert zu haben. Das hoch emporgebaute Kopfteil des Bettes, dessen Fläche dem Schnitzer reiche Gelegenheit für seine Kunst bietet, erhält dann zwei chorstuhlartige Wangen, die wohl mit Masswerkfenstern durchbrochen sind. Von ihnen gestützt, schwingt sich die Decke in gebogener Linie wie ein breiter Baldachin bis über die Hälfte der Bettlänge.

Seitwärts hat man sich ihn durch Vorhänge geschlossen zu denken. Daneben kommen aber auch vollständig überbaute Bettstellen vor. Der Fussteil erhält dann dieselbe Ausbildung wie der oben beschriebene Kopfteil; nur pflegt man ihn, da er frei im Zimmer steht, fensterartig zu durchbrechen, um, wenn die Seitenvorhänge geschlossen sind, Luft in das Innere zu lassen. Die stilistische Aus-

bildung dieser Betten entspricht in ihrer Bretter-Konstruktion mit reichem Flachornament ganz den oberdeutschen Schränken; auch der Zinnenkranz als Hauptgesims fehlt selten. Ein prachtvolles Möbel dieser Art (Bes. Graf Wilczek), bei dem am Kopfteil oben noch eine kleine Galerie zum Ablegen kleiner Gegenstände

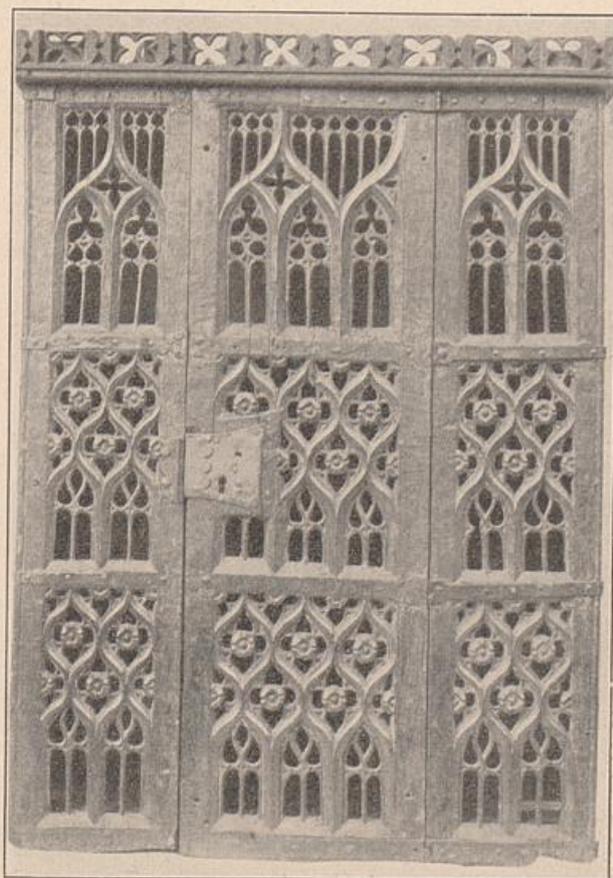


Abb. 71. Gotisches Hängeschränkchen.
(Nach Pabst, Kirchenmöbel.)

angebracht ist, war in der mehrerwähnten Wiener Ausstellung von 1892 zu bewundern.

Auch bei der Kinderwiege können wir eine fortschreitende Entwicklung vom Einfachen zum Reicheren verfolgen. In frühmittelalterlicher Zeit war dieselbe wohl eine einfache Truhe mit schrägen Wänden, deren Boden, aus einem starken Brett gefertigt, rund gearbeitet wurde, um das Kind im Schlaf zu schaukeln. Bald er-



Abb. 72. Gotische Bettstelle aus dem Historischen Museum zu Basel.

(Nach Heyne, Die Kunst im Hause.)

setzte man diese primitivere Anordnung durch Kuffen, die unmittelbar unter der Truhe befestigt wurden. Später erhielt die Truhe vier Füße, die in die Kuffen eingezapft wurden; ihre Seiten- und Vorderflächen wurden mit Schnitzereien geschmückt. Im 15. Jahrhundert tritt auch bei diesem Möbel eine Neuerung ein: der Wiegenkasten wird in einem Gestell, das aus zwei auf Fußstollen ruhenden und unten durch eine Querleiste verbundenen Ständern besteht, drehbar aufgehängt. Ein schönes Beispiel dieser Art im Bayrischen National-Museum zu München zeigt den Wiegenkasten an den vier Ecken mit Fialen besetzt und die Seiten

mit schöner Malerei — betenden Engeln auf Goldgrund — sinnig verziert.

Um noch auf die Gesamterscheinung der Räume einen kurzen Rückblick zu werfen, so wurde bereits die Vorliebe für Holztäfelung der Wände erwähnt. Aus Norddeutschland sind dieselben nur bruchstückweise in Museen erhalten: sie zeigen meist einfache Rahmenkonstruktion ohne jede architektonische Gliederung, die Füllungen mit dem beliebten Rollen-Ornament dekoriert. Auch im Süden, wo in den



Abb. 74. Gotische Wiege (von einer Weihnachtskrippe.) (Nach Obernetter, Das Bayr. Nat.-Museum zu München.)

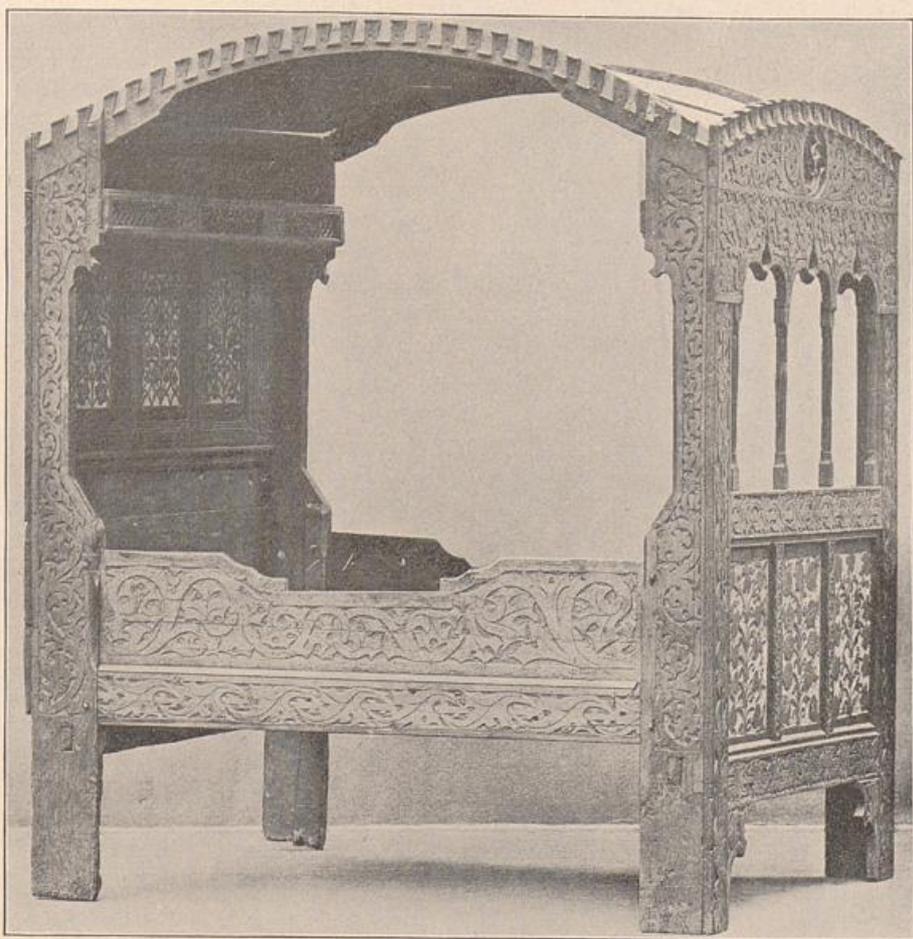


Abb. 73. Gotische Bettstelle aus der Sammlung Graf Wilczek.
(Nach Falke, Gotisches Holzmobiliar.)

Tiroler Schlössern noch manches lehrreiche Beispiel an Ort und Stelle erhalten ist, findet man einfache, glatte Tafelkonstruktion; nur die schmalen Bretter, die leistenartig den Zusammenstoss der einzelnen Tafeln überdecken und oben und unten abschliessen, pflegen mit ausgegründetem Rankenwerk dekoriert zu sein. Grösserer Reichtum begegnet uns nur in einzelnen Schlössern, wie Tratzberg, Hohen-Salzburg; auch die Veste Koburg enthält in ihren Fürstenzimmern

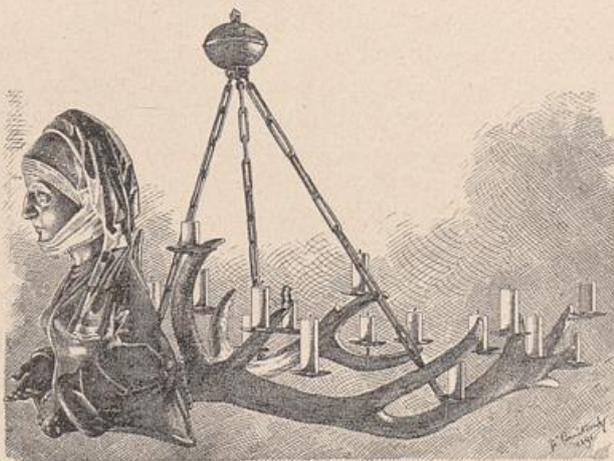


Abb. 76. Lüsterweibchen aus Schloss Tratzberg in Tirol.
(Nach Paukert, Zimmergotik.)



Abb. 75. Reicher gotischer Thüraufsatz aus Schloss Tratzberg in Tirol. (Nach Paukert, Zimmergotik.)

reichere Holzarbeit, doch beschränkt sich der Reichtum fast immer auf die Thüren und deren Bekrönung, an denen wir architektonische Aufsätze, gotische Giebel mit Fialen und häufigen Wappenschmuck finden. Da die Fensterleibungen in die Holztäfelung inbegriffen zu sein pflegen, so fällt eine besondere Bekleidung der Fenster mit Vorhängen selbstverständlich fort. Es ist bemerkenswert, dass dieser für unsere Begriffe von Wohnlichkeit so unentbehrliche Zimmerschmuck uns auf den Bildern der spätgotischen Periode nie begegnet.

Der Fussboden zeigt noch häufig eine Musterung mit farbigen Platten aus Stein oder gebranntem Thon. Doch tritt daneben schon Dielung auf, die völlig kunstlos mit nebeneinander genagelten Brettern, ohne eine Spur von Parkettierung, hergestellt ist. Teppiche auf dem Fussboden scheinen, nach dem Ausweis der Bilder, im Bürgerhause noch zu den grössten Seltenheiten zu gehören.

Auch die Kamine pflegen, wenigstens in Bürgerhäusern, meist schmucklos zu sein. Von den aufsteigenden Seitenwangen, die nur schwach vor der Wand vortreten, zieht sich das aus Hohlkehlen und Birnstäben bestehende Profil um den oberen Sturz herum. Selten, dass letzterer einen Schmuck durch Wappenschilder (wie in der Burg zu Eltville am Rhein) oder durch gemeisseltes Laubwerk (wie im „Steinernen Haus“ zu Frankfurt) erhält. In kleineren Burganlagen begegnet man wohl auch noch Resten von Kaminen, deren Sturz aus einem Holzbalken auf gemauerten Pfeilervorlagen besteht; das Ganze ist dann wohl mit Stuck in einfachen Profilierungen überzogen und gemalt.

Die zum Zimmer gehörigen Beleuchtungskörper sind zum Teil sehr einfach. Wir sehen als Kronleuchter zwei gekreuzte Latten aufgehängt, die an jedem Kreuzende zwei Lichtertüllen aus Eisen tragen. Doch kommen auch korbartige Eisengestelle vor, von welchen Lichterarme ausgehen. Kleine Kronleuchter aus Messingguss scheint Holland schon früh gekannt zu haben; sie haben wohl einen spindelartigen Kern, der mit Zinnen bekrönt ist. Die von ihm ausgehenden Arme sind mit masswerkartig durchbrochenen Ansätzen verziert. Endlich fingen um 1500 schon die Geweihkronen an, als Schmuck- und Lichtträger verwendet zu werden, an der Wurzel mit der Halbfigur einer Frau geschmückt, deren Kostüm für die Zeit der Entstehung einigen Anhalt giebt.